



ISBN 3 548 10.094 5

Titel der norwegischen Originalausgabe: De Dedes Tjern

Übersetzt von Karl Christiansen

Januar 1981, Verlag Ullstein

Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann

Umschlagfoto: Sabine Reinhardt, Overath

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

# INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT .....	4
1.KAPITEL	
Worin es mir völlig an Stoff zu einem neuen Kriminalroman mangelt .....	6
2. KAPITEL	
Worin ein Zettel in Bugges Brieftasche und eine Notiz im »Dagblad« den Auftakt zu einem Drama bilden .....	26
3. KAPITEL	
Worin eine seltsame Expedition in die Wildnis zieht .....	39
4. KAPITEL	
Worin Brauten Auskünfte erteilt .....	51
5. KAPITEL	
Worin das Tagebuch eines Irren vorgelegt wird .....	60
6. KAPITEL	
Worin Sonja schwimmen geht .....	74
7. KAPITEL	
Worin ernstlich etwas geschieht.....	88
8. KAPITEL	
Worin Bugge in ein seltsames Licht kommt.....	102
9. KAPITEL	
Worin sich ein Wiedergänger bemerkbar macht.....	116
10. KAPITEL	
Worin Mörk genug hat, während Bugge unersättlich ist.....	130
11. KAPITEL	
Worin die Katastrophe eine Tatsache ist .....	145
12. KAPITEL	
Worin wir Verstärkungen holen .....	159
13. KAPITEL	
Worin es vierundzwanzig Uhr in der Nacht zum 23. August ist	

.....	171
14. KAPITEL	
Worin der Schleier gelüftet wird .....	187
15. KAPITEL	
Das kein Kapitel ist, sondern nur ein kurzes Anhängsel.....	209

# VORWORT

Hüt' dich vor des Waldsees Tiefe.

Dort zu träumen, bringt Gefahr! -

Nöck, der tut, als ob er schliefe;

täuscht mit Lilien dich im Haar.

*Ibsen*

Nicht ohne eine gewisse Besorgnis gebe ich hiermit eine neue Veröffentlichung über die Tätigkeit meines Freundes, des Psychoanalytikers Kai Bugge, heraus. Diejenigen, die mein Buch »Der Nachtmensch« gelesen haben und fanden, daß ich mich damit ziemlich weit auf die schiefe Ebene der Kriminalliteratur begeben habe, werden diesmal ernstlich bekümmert sein. Sie werden erklären, daß es selbst für die makabren Phantasien eines Kriminalschriftstellers Grenzen geben müsse. Und vor allem wird man bedauern, daß ich, Bernhard Borge – der Lieferant der tausend Kaminecken und Schöpfer der realistischen und zugleich urgemütlichen Teodor-Todd-Romane –, nicht meine Grenzen besser kenne, sondern mich kopfüber in den finstersten Okkultismus stürze.

Hierauf kann ich nur antworten, daß ich nun einmal eine Schwäche dafür habe, niederzuschreiben, was ich erlebe, und Bücher daraus werden zu lassen. Aus irgendeinem Grunde werde ich besonders stark vom Erlebnis stimuliert. Und der Stoff, der mir diesmal in die Finger geriet, ist so beschaffen, daß ich ihn unmöglich in mir schmoren lassen kann. Ich bin eine ausgeprägt schwatzhafte Natur und *kann* einfach über dergleichen nicht stillschweigen.

Sollte irgendeiner meiner Leser meinen Bericht unwahrscheinlich finden, so kann ich nur erklären, daß ich

zutiefst mit ihm überein stimme. Er ist wirklich unwahrscheinlich, und ich würde unter keinen Umständen daran glauben, wenn ich mich nicht an meine eigenen Tagebuchnotizen halten könnte. In meinem Tagebuch habe ich mit dem puritanischen Fleiß eines Kriminalschriftstellers alles niedergeschrieben, was sich während meines Aufenthalts in der »Daumanns-Hütte« im Herbst 1941 ereignete. Und obwohl das, was dort geschah, einen unheimlich starken Eindruck auf mich machte, glaube ich doch, sagen zu dürfen, daß ich während dieser Zeit im großen und ganzen gesehen meine Sinne beieinander hatte.

Übrigens kann ich mich auch auf Oscar Wildes Standpunkt stellen und mit Lord Henry im »Bildnis des Dorian Gray« sagen:

»Wenn es sich darum handelt, etwas zu glauben, so bin ich bereit, alles zu glauben – vorausgesetzt, daß es einigermaßen unglaublich ist.«

*Bernhard Borge*

# **1.KAPITEL**

## ***Worin es mir völlig an Stoff zu einem neuen Kriminalroman mangelt***

Nach einer guten, alten Regel soll man mit dem Anfang beginnen. Wenn Frauen eine Geschichte erzählen, dann fangen sie regelmäßig mit der Pointe an – vorausgesetzt, daß ihre Geschichte eine Pointe hat, was meistens nicht der Fall ist. Wir Männer dagegen, das sachliche Geschlecht, wir, die wir eine Geschichte erzählen können, wir beginnen immer mit dem Anfang. Also: Jene Kette seltsamer Ereignisse, um die es sich hier handelt, begann an einem Spätsommer abend vor fünfzehn Jahren. Genau gesagt am 30. Juli 1941.

Sonja und ich hatten gerade unsere Invasion in die neue, flotte Wohnung am Kirkevei beendet – ein Anlaß zu einem feuchtfröhlichen Abend mit unseren Freunden. Ursprünglich hatten wir nur drei bis vier Leutchen zu einer einfachen, aber intimen kleinen Zeremonie einladen wollen. Aber seltsam, wenn dergleichen ruchbar wird, zeigt es sich plötzlich, daß man doppelt so viele Freunde hat wie sonst. Eine Reihe von Personen aus der Peripherie unseres Bekanntenkreises beeilte sich, uns dazu zu gratulieren, daß wir endlich ein anständiges Dach über den Kopf bekommen hätten – um sich darauf selbst zu einer richtig gemütlichen Feier unter selbigem Dach einzuladen. Sonjas Küche ist stadtberühmt. Und da Bernhard Borge immer der Mann mit dem großen Herzen war, endete es also damit, daß wir eine veritable Gesellschaft wurden.

In den beiden ersten Jahren unserer Ehe hatten Sonja und ich in einem der modernen Mäusenester am Wergelandsvei gewohnt. Es war eine dieser bezaubernden Miniaturwohnungen, wo die Küche so winzig klein ist, daß man jedesmal erst hinaus-

und dann wieder hineingehen muß, wenn man die Absicht hat, sich umzudrehen. Man kann ja in einer solchen Wohnung – buchstäblich – wie der Dotter im Ei leben; als aber Sonja mir – mit japanischem Fortpflanzungstempo – meinen zweiten Sohn geboren, mußten wir uns nach etwas mehr Sauerstoff umsehen. Ein entfernter Vetter meiner Frau begann gerade an jener fixen Idee zu leiden, die angeblich in Großstädten so verbreitet ist: er wollte zurück zur Natur und Siedler oder so etwas Ähnliches werden. Sonja und ich nutzten diesen Anfall romantischer Schwäche augenblicklich aus und übernahmen seine Eigentumswohnung zu einem lächerlich geringen Preis. Was selbstverständlich ein Grund zu einer größeren Festlichkeit war.

Sonja erwies sich, wie gewohnt, als die geborene Gastgeberin. Im Laufe der drei ersten Stunden des Festes hatte sie eine unübersehbare Menge Ochsenchwanzsuppe, Hummer, Gänsebraten, Champignons und Erdbeeren hervorgezaubert. Einige Flaschen Champagner wurden getrunken »wie die Wüste Sommerregen trinkt«, um Linklater zu zitieren, und wir hatten gerade mit einer Offensive größeren Ausmaßes gegen den Kognak begonnen. Die Stimmung war so hoch gestiegen wie sonst nur in den guten alten Tagen. Falls Sie jedoch eine Erklärung für diese kulinarische Ausschweifung wünschen, so kann ich Ihnen leider nicht dienen. Solche Dinge bleiben mein und meiner Frau Geheimnis; hier handelt es sich um eines jener Mysterien, die in den folgenden Kapiteln nicht aufgeklärt werden; übrigens ein Mangel des Buches als Kriminalroman.

Wir waren zu zehn Personen um den Festtisch versammelt: erstens Sonja und ich, die wir an den Tischenden thronten, dann Kai Bugge, Gabriel Mörk, Harald Tann und die Geschwister Teddy und Liljan Werner. Ferner drei junge Damen, die ich nicht namentlich aufzuführen brauche, weil sie keine Rolle in diesem Buche spielen werden. Lassen Sie mich die Personen meines Dramas lieber sogleich einführen; früher oder später muß es ja doch geschehen, und es ist besser, hineinzuspringen

als zu kriechen.

Beginnen wir mit Kai Bugge. Es ist eigentlich überflüssig, ihn vorzustellen; diejenigen, die meine Darstellung des Garholmfalles gelesen haben, wissen Bescheid. Und das kultivierte lesende Publikum kennt ihn selbstverständlich aus seiner umfassenden Tätigkeit als psychoanalytischer Autor. Bekanntlich läßt er seine wissenschaftlichen Ansichten mit kleinen Abständen auf den Büchermarkt tropfen – am liebsten in Gestalt von Essays, die in einem flüssigen und ironischen Stil mit schnellen polemischen Hieben nach rechts und links geschrieben sind. Auf die meisten Männer macht er einen unerträglich arroganten und wichtigtuerischen Eindruck, aber dafür weiß er die Frauen um so besser zu nehmen. Seine Analyse-Erfolge mit Frauen des gefährlichen Alters (sechszwanzig bis fünfzig Jahre) sind aufsehenerregend, und viele Ehemänner hier in Oslo haben sich darüber beklagt, daß ihre Frauen geradezu beunruhigend leidenschaftlich geworden seien, nachdem sie bei Bugge in Behandlung waren. In der Stadtbücherei sind verschiedene seiner Bücher zu finden, voll begeisterter Bleistiftkommentare solcher jungen und älteren Damen, die sich beim Lesen von ihren Komplexen befreit fühlten. Was mich persönlich betrifft, so habe ich Bugge ganz gern, obwohl er mit Vorliebe versucht, mich bei jeder Gelegenheit fertigzumachen und ich seine Gesichtspunkte keineswegs teilen kann. Sie kommen mir verschoben und absonderlich vor. Aber er ist ein Mann, der seine eigenen Wege geht, genau wie Kiplings Katze. Das ist etwas, was ich immer bewundert habe; ich selbst pflege immer der Mehrheit zu folgen.

Gabriel Mörk ist Literaturkritiker von Beruf. Er redigiert eine Zeitschrift, die sich »Die Geißel« betitelt und worin er einmal monatlich alles aufs Rad flicht, was sich in dieser Welt Literatur zu nennen versucht. Er behauptet, daß die moderne Kritik stumpfsinnig und provinziell geworden sei und daß alle neuere Dichtung nichts anderes sei als ein großer, frecher Schwindel,



eine Köpenickiade der Schamlosigkeit und der Talentlosigkeit. Er sieht es als seine Lebensaufgabe an, möglichst viele Dichter zu injurieren und wie der reine Blitzstrahl des Herrn niederzuschmettern. In den meisten Dingen ist er Bugges diametraler Gegensatz; er hegt eine sublimen Verachtung für alles, was nach Naturwissenschaft und Naturalismus riecht; seine Interessen haben eine starke Tendenz zum Okkulten, zum Übersinnlichen. Mörk und Bugge liegen sich unablässig in den Haaren; sie halten sich mit einem gegenseitigen Sperrfeuer von Ironie in Atem und versäumen keine Gelegenheit, einander ihre Weltanschauungen zu vermiesen. Sie sind mit anderen Worten unzertrennliche Freunde.

Harald Tann ist cand. jur. und das sollte genügen, damit der Leser jegliches Interesse an ihm verliert. Doch ist Tann kein gewöhnlicher Rechtsverdreher. Schon als er im Alter von neun Jahren »Das Mysterium Marie Roget« mit der Taschenlampe unter der Bettdecke gelesen, verspürte er einen starken Drang zur Kriminologie. Als der helle und energische junge Kopf, der er ist, wies er mit stolzer Verachtung die Zumutung von sich, in die Anwaltsfirma seines Vaters einzutreten, und versuchte sich statt dessen als Privatdetektiv. Doch zeigte sich, daß über dieser Tätigkeit wenig oder nichts vom roten Himmel des Kriminalromans schwebt; nach gut einem Jahr Praxis hatte Tann vierzehn Fälle bearbeitet, darunter zwei Fahrraddiebstähle, die Aufspürung eines verschwundenen Pekinesen, drei Fälle von regelrechtem Verfolgungswahn und schließlich acht Fälle von verblühten Damen, die feststellen wollten, ob ihre Ehemänner möglicherweise Hurerei trieben, während sie angeblich in die General-Versammlung gingen. Verständlicherweise fand Tann es unter seiner wissenschaftlichen Würde, diesen Spuren zu folgen, und schließlich ging er resignierend ins Geschäftsleben über. Aber seine Liebe zu dem alten Steckenpferd hat er trotzdem behalten, und in den letzten Jahren beschäftigte er sich mit einer größeren kriminalwissenschaftlichen Abhandlung, die

er mit dem größten Geheimnis umgibt. In diesem Punkte berühren sich übrigens seine und Bugges Interessen; Bugges Hauptwerk ist bekanntlich »Das Verbrechen als Erlösung«, ein groteskes und unlesbares Buch, das 1932 in Wien herauskam.

Womit sich Teddy Werner eigentlich beschäftigt, ist weniger leicht zu sagen. Er begann seinerzeit Theologie zu studieren, und wie alle Theologen wurde er nach halbjährigem Studium überzeugter Atheist und wandte sich statt dessen der Literatur und Sprachwissenschaft zu. Er hat es sorgfältig vermieden, sich einem Examen zu unterziehen, und behauptet, daß derartiges nur abtumpfend wirke; mit einem Examen riskiere man übrigens das Schlimmste von allem, nämlich eine feste Anstellung zu erhalten. Dank einem reichen Onkel, der im rechten Augenblick starb, kann Werner es sich nämlich erlauben, ungewöhnlich arbeitsscheu zu sein. Das einzige, was er sich meines Wissens abgerungen hat, ist eine Art Essay über »Beatricens Bedeutung für Dantes Dichtung«, ein Gegenstand, der ihn seltsamerweise anzieht. In seinem Äußeren hat er immer noch etwas Theologisches an sich: ein schmales, knochiges Gesicht mit asketischen Zügen, lange, magere Glieder, die einen fast insektenhaften Eindruck machen, und endlich ein Körper, der unweigerlich die Gedanken auf einen der alten Märtyrer hinlenkt. Obwohl man also sagen kann, daß sein Äußeres gegen ihn spricht, ist er doch ein sympathischer Bursche. Im ganzen gesehen habe ich viel übrig für Menschen, die nicht im Stande sind, es in dieser Welt zu etwas zu bringen.

Seine Schwester Liljan ist ein ganz anderer Typ, fast der Prototyp der modernen, ein wenig zu nervösen und ein wenig zu erotischen jungen Frau. Äußerlich erinnert sie etwas an Sonja, aber meine Frau ist selbstverständlich viel reizender und fraulicher. Liljan hat etwas Hartes an sich, etwas »Gehemmtes«, wie es in den Büchern heißt; ich bin mir nicht recht klar darüber, was es ist. Ab und zu glitzert es jedoch so wunderbar in ihren Augen, und dann suche ich regelmäßig das Weite; man weiß

nie, wozu ein solches Glitzern führen kann, und ich fühle mich nicht sonderlich dagegen gewappnet. Schließlich ist man ja ein verheirateter Mann und muß also der alten Bibelstelle eingedenk sein: »So du nur ein Weib ansiehst...« usw. Übrigens sind Sonja und Liljan die besten Freundinnen und halten zusammen wie siamesische Zwillinge.

Im Laufe einer Stunde waren die traditionellen Reden absolviert. Bugge hatte mit einer Rede auf die Gastgeber begonnen – mit einer galanten Verteilung von Unverschämtheiten an mich und Komplimenten an Sonja. Darauf hielt Teddy eine Rede auf die Damen, ein Thema, zu dem ihm die elementarsten Kenntnisse fehlen, weshalb er sich mit um so größerer Sicherheit darüber auslassen kann. Dann kam Gabriel Mörk mit einer spirituellen und flammenden Rede für seine Zeitschrift, dieses letzte Bollwerk der Menschlichkeit, diese Schanze des Geistes, auf der er, der letzte Kreuzfahrer, seinen Kampf gegen das Dunkel mit der geschliffenen Klinge des Wortes führt. Endlich hielt Harald Tann eine Rede auf die neue Wohnung, diese schöne und würdige Umgebung für Bernhard Borges aufgehenden Stern, dieses Dichterheim par excellence. Die Zeiten sind vorüber, wo Dichter in Taubenschlägen und leeren Fässern leben mußten; die Zeiten sind vorbei, wo Tuberkulose und ausgefranste Hosen eine Voraussetzung geistigen Lebens waren; von nun an sollen die Männer der Kunst teilhaben an den Gütern des Lebens – hätte es vielleicht einen Sinn, daß diese Güter dem geistverlassenen Bürgertum vorbehalten bleiben? In diesem neuen Heim sollte ich, Bernhard Borge, neue Impulse empfangen; in dieser Parnaßluft würde ich neue Dutzende von Kriminalromanen fabrizieren – er gebrauchte das Wort fabrizieren – zum geistigen Segen für mein Volk und zum materiellen Segen für mich selbst, meine Frau, meine Kinder – und nicht zuletzt für meine Freunde und Bekannten.

Alle waren sich darüber einig, daß dies eine ausgezeichnete

Rede war und daß sie der Stimmung des Augenblicks Ausdruck gab. Doch seltsam: während dieser Worte verspürte ich ein zunehmendes Gefühl schlechten Gewissens. Ein Gefühl, das mich seit jenem Vormittag plagte, als wir in die Wohnung eingezogen waren, doch hatte ich es verdrängt – um es in Bugges Jargon zu sagen. Nun konnte ich es plötzlich nicht mehr zurückhalten; es schlug in hellen Flammen empor.

Ich bemerkte, daß die anderen mich ansahen; es war deutlich, daß man einige Worte vom Gastgeber erwartete. In diesem Augenblick verspürte ich unvermittelt einen starken Drang, mein Gewissen zu erleichtern, und schlug mit der Gabel ans Champagnerglas.

»Der Führer der Osloer Bohème, Bernhard Borge, hat das Wort«, sagte Werner, der als eine Art selbstbestallter Toastmeister auftrat.

Ich erhob mich. Ich bemerkte, daß die Getränke bereits ihre Wirkung getan hatten; der Parkettboden begann sich langsam unter mir zu wiegen. Doch gelang es mir sogleich, die richtige Rednerstellung zu finden, diese aufrechte, freie Positur, die Cicero damals auf dem Forum eingenommen haben mußte, als er seine Reden gegen Verres hielt.

»Meine Damen und Herren«, sagte ich. »Der letzte geehrte Redner hat ebenso schön wie gefühlvoll ausgedrückt, was wir von den materiellen Gütern halten, und er unterstrich auch den berechtigten Anspruch, den wir – hm –, die Männer des Geistes, darauf haben, ein Leben in Schönheit zu führen, wenn ich so sagen darf. Was meine bescheidene Person angeht, so habe ich allen Grund, dankbar zu sein für die Liebenswürdigkeiten des Schicksals. Bisher haben mir die Götter des Glücks zugelächelt: die Publikumsgötter, die Verlagsgötter, die Zeitungsgötter und die Zeitschriftengötter; ich habe ein unverdientes und unverschämtes Glück gehabt, und alles, was ich anfaßte, das hat sich – wenn auch nicht zu Gold – so doch jedenfalls in fette, nette wertbeständige Noten von Norges Bank verwandelt. Aber

– wie mein großer Vorgänger Goethe zu sagen pflegte – oder vielleicht war es auch Schiller – (ich kann diese alten Knaben leider nicht auseinanderhalten, denn ich habe sie beide nicht gelesen) – ›Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil.‹ Die Frage lautet kurz und bündig: Wie lange wird dies noch dauern?

Haben Sie, meine Damen und Herren, jemals versucht, sich vorzustellen, was es besagen will, wenn man von Kriminalliteratur lebt? Wissen Sie, daß das heißt, sein Haus auf Quicksand bauen? Ein Kriminalschriftsteller muß fruchtbar sein wie ein afrikanischer Dschungel; er muß jungen können wie ein Kaninchen; er muß unerschöpflich sein wie Fortunas Säckel. Läßt er nur einen einzigen Augenblick nach, läßt er nur einen einzigen Augenblick die Kehle des großen, gefräßigen Ungeheuers Publikum los, dann ist er fertig, dann sinkt er auf den Grund, dann endet er unweigerlich bei der Armenkasse. Ihr glaubt vielleicht, daß wir, die wir für die Galerie schreiben, daß wir Außenseiter des Geisteslebens besser dran sind als sogenannte ›wirkliche‹ Dichter? Im Gegenteil! Gewiß kommt es ja vor, daß zum Beispiel ein Lyriker Hungers stirbt, weil er nun einmal eine Poesie schreibt, von der die achtzig Prozent Handelsreisenden, Hausangestellten, Kellner und Klempner nichts verstehen. Gewiß. Aber das ist ein Tod mit Weinlaub im Haar; die Nachwelt wird seiner gedenken; die Literaturgeschichte wird ihren Staub auf ihn rieseln lassen, und die Kinder werden gezwungen werden, ihn in der Schule auswendig zu lernen. Wenn dagegen einer von uns, den Eintagsfliegen der Literatur, zugrunde geht, dann gleitet er nur in den grauen Nebel der Anonymität, in die Schattenwelt des Vergessens; wir sind Kinder des Augenblicks; wir schreiben für den Augenblick; und wir sterben mit dem Augenblick. Aber gerade weil wir die Ewigkeit nicht beanspruchen, müssen wir die verzehnfachte Energie im Kampf ums Dasein entfalten. Unser Publikum ist unglaublich vergeßlich, und deshalb müssen

wir unablässig über unseren Stern wachen, auf daß er nicht am Firmament erlöscht. Oft scheint es mir, als sei etwas fast Heroisches an dem Beruf, den ich mir erwählt...«

Ich stand da und konstatierte, daß ich ungewöhnlich beredt geworden war. Die Worte legten sich mir wie durch ein Wunder in den Mund und formten sich gehorsam zu schnellen, geschmeidigen Sätzen. Vielleicht lag es am Alkohol. Ich spürte, wie er mir im Körper kribbelte; es war, als ob ein Haufen kleiner Ameisen an meinen Nerven herunterlief, in einem munteren Gewimmel zu den Fingerspitzen hinstrebte, um sich dort niederzulassen und die Fühler an meiner Haut zu reiben.

»Um zur Sache zu kommen«, fuhr ich fort. »Ich habe heute eine Aufstellung über meine wirtschaftliche Lage gemacht. Auf der Passivseite stehen: erstens mein persönlicher Verbrauch, um den mich, wie ich gern glauben will, der alte Lucullus beneidet hätte, zweitens diese Wohnung, die, unter uns gesagt, eine astronomische Miete kostet, drittens meine Kinder, die täglich ihr eigenes Gewicht verzehren und ein Vermögen an Windeln, Spielsachen und Schnullern verbrauchen, endlich meine Frau, mein Augenstern, der Diamant meiner Seele, die es in diesen Jahren fertigtbrachte, meine Brieftasche ebenso schlank zu erhalten wie ihren eigenen niedlichen Körper.« (Hier fiel Sonja mit einigen indignierten Protesten ein.) »Auf der Aktivseite stehen die Bücher und Kurzgeschichten, die zu schreiben mir im Laufe der Zeit vergönnt war, weiter die Bücher und die Kurzgeschichten, die künftig aus meiner Feder kommen werden – und müssen! Und nun sind wir bei der Pointe, meine Damen und Herren, bei der tragischen Pointe, die da macht, daß ich den kommenden Zeiten mit Schaudern entgegenre: Ich habe heute festgestellt, daß ich nicht mehr weiß, was ich schreiben soll. Mir ist der Stoff völlig ausgegangen, meine Feder hat sich totgelaufen, ich habe den Schreibkrampf bekommen. Meine Damen und Herren, ich bringe euch eine traurige Botschaft: Bernhard Borge ist ab heute zwölf Uhr ausgeschrieben; ich bin

leer wie ein Fleischtopf unserer Zeit...«

Ich schwieg und blickte mich mit einem düsteren Blick im Zimmer um. Bugge und Tann brachen ungefähr gleichzeitig in ein herzliches Lachen aus, und von der anderen Seite des Tisches hob Mörk mir sein Glas entgegen.

»Gratuliere«, sagte er. »Da hast du endlich eine Feststellung getroffen, vor der man den Hut abnehmen muß.«

»Wie ihr also verstehen werdet«, fuhr ich fort, »hängt das Damoklesschwert drohend über meinem Haupte; das Gespenst des Hungertodes hat mit seiner Knochenhand an meine Tür geklopft. Deshalb will ich schließen, indem ich einen Appell an die verehrte Versammlung richte: Schafft mir Stoff! Gebt mir ein Motiv! Wenn ihr mir jetzt nicht helfen könnt oder wollt, dann kann ich euch nur darauf vorbereiten, daß das nächste Fest, das ich für euch veranstalte, im Obdachlosenasyll stattfinden wird. Prost, meine Damen und Herren!«

Eine Pause von einigen Sekunden folgte meiner Rede. Sicherlich hatte man nicht gerade diese Worte von mir erwartet; man rechnete wohl mit einem Toast auf das Leben, einem munteren Blick in die Zukunft, wenn Bernhard Borge einmal das Podium bestieg. Ich setzte mich.

»Und nun will ich gern hören, was ihr vorzuschlagen habt«, sagte ich. »Alle Einsendungen werden mit Dank entgegengenommen.«

»Nimm es nur mit der Ruhe«, schlug Werner vor. »Mach es wie Mr. Micawber: Leg die Beine auf den Tisch und warte darauf, daß something will turn up.«

»Diese Einsendung wird umgehend retourniert«, sagte ich, »Ist unbrauchbar. Das hast du selbst ja schon ein ganzes Leben gemacht, und jeder kann das Resultat sehen. Ich habe die Beine schon seit vierzehn Tagen auf dem Tisch liegen und fange an, die Lage unhaltbar zu finden. Finden Sie etwas Besseres, meine Herren! Was hast du vorzuschlagen, Bugge?«

Bugge entfernte die Zigarette aus dem Mundwinkel und blies eine große, zottige Wolke vom Kumulustyp aus.

»Tja, ich muß ja zugeben, daß du in letzter Zeit schwer auf dem absteigenden Ast warst, Bernhard. Deine Kurzgeschichten erinnern mehr und mehr an die üblichen Beiträge. Aber wenn du es müde bist, obskure Literatur zu schreiben, warum läßt du es nicht andere für dich tun? Starte eine Romanfabrik, setz Leute an die Arbeit, deine Bücher zu schreiben, so wie man einen Tunnel macht. Laß einen Mann vorn mit dem Buch beginnen, einen anderen am Ende und Sorge dafür, daß sie sich in der Mitte treffen. In kurzer Zeit wirst du Frank Norris überflügeln, der übrigens nach genau derselben Methode arbeitet. Arbeitsteilung ist die Lösung der Zeit.«

Ich legte meine Hand auf die Brust: »Mein Stolz verbietet mir, zu unwürdigen Mitteln zu greifen«, sagte ich. »Die Familie Borge kann ihren Stammbaum bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen, und auf unserem Wappen, das einen springenden Wolf und eine Lilie zeigt, steht die Devise: Sei tapfer! Sei rein!«

»Dann solltest du aufhören, Bücher zu schreiben«, erklärte Mörk und setzte das Sektglas hart hin – ohne daß es ihm jedoch gelang, den Fuß abzubrechen. »Hör auf mit dem Bücherschreiben, das ist mein Rat. Moderne Bücher sind geistige Unzucht, eine Profanierung des Wortes, des heiligen Wortes, das im Anfang war. Als Johannes auf Patmos über die große Hure in der Offenbarung schrieb, da hat er zweifellos an die Literatur unserer Zeit gedacht.«

»Aber was soll ich denn nach deiner Meinung tun?«

»Geh in dich und versuche, dein Bewußtsein zu entwickeln. Erkenne, daß du das Produkt einer leeren, erbärmlichen Zeit bist, ein standardisierter Massenartikel, ein Kind Fords. Erkenne, daß die materielle Welt ein Blendwerk ist, ein Totenreich, anorganisch wie die Mineralien, aus denen sie



besteht; versuche, von den Toten aufzuerstehen, versuche zu erkennen, daß das Leben des Geistes das einzige Leben ist. Geh in ein Kloster oder grabe dir ein Erdloch, wie es die Fakire tun; hör jedenfalls auf, Bücher zu schreiben.«

Mit diesen Worten knallte Mörk das Sektglas wieder auf den Tisch, und diesmal ging es in Scherben.

Bugge lachte.

»Hör nicht auf Mörk«, sagte er. »Er ist von der großen Bitterkeit vergiftet. Er kann nicht vergessen, daß er seine Jugend damit verbrachte, Verse auf den Tod zu schreiben, deshalb rächt er sich jetzt am Leben. Nun sitzt er wie ein zorniger Jahve in den Wolken und schlägt die Heerscharen der Philister mit Pest. Trink noch eins, alter Freund, hier ist Kognak.«

»Sei so gut, mich nicht zu psychoanalysieren«, fuhr Mörk auf. »Psychoanalysiere dich selbst und deine Gesinnungsgenossen und, kurz gesagt, das ganze geistige Vakuum dieser Zeit, aber laß mich in Frieden. Was ich meine, das meine ich, und es ist mir völlig egal, ob du mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung, der Relativitätstheorie und der Psychoanalyse herausfinden kannst, daß ich die gemeinsten Motive habe. Ich verachte das moderne Geistesleben. Wieviel guter norwegischer Wald wurde vernichtet, indem man Bücher daraus machte! Denkt euch einen stolzen alten Baum im Walde, eine Riesenkiefer, in der der Wind saust – eine Welt für sich. Und dann kommen eines Tages irgendwelche *Zwerge*, legen ihn um und senden ihn in die Stadt, um Literatur daraus zu machen. Pfui Teufel, sage ich, pfui Teufel! Nein, eines Tages werde ich noch eine Bombe unter den Schriftstellerverband legen...« Plötzlich hob Tann die Hand und knipste. »Nun hab' ich's«, sagte er.

»Was hast du?« Ich blickte ihn erwartungsvoll an. »Den Stoff zu deinem nächsten Buch. Jawohl, verdammt noch mal, das ist sogar ein hervorragender Stoff. Ich hätte fast Lust, ihn selbst zu

verwerten.«

»Also heraus mit der Sprache.«

»Ich schlage vor, daß wir erst die Tafel aufheben und uns dann an den Kamin setzen. Eine gute Geschichte muß in der richtigen Umgebung erzählt werden. Und diese Geschichte verlangt gedämpfte Beleuchtung und einen Kamin mit großen, krachenden Scheiten. Sie ist nämlich sehr unheimlich.«

»Bravo!« rief ich. »Du bist ein Pfundskerl, Tann. Setzen wir uns sofort ans Feuer. Frau, mach einen Kaffee!«

Wir erhoben uns und gruppierten uns in den großen, tiefen Ledersesseln um den Kamin. Ich legte ein prächtiges Sonnwendfeuer von Fichtenscheiten an, schaltete das Licht aus und ließ mich in dem größten und tiefsten Lehnstuhl nieder. Sonja verschwand für einen Augenblick, und als sie zurückkam, tönte das anheimelnde, brodelnde Summen des Kaffeekessels aus der Küche. »Nun?« sagte ich.

»Nun, du darfst nicht allzu erwartungsvoll sein«, lächelte Tann. »Strenggenommen ist es eigentlich keine Geschichte, was ich zu erzählen habe, sondern nur der Entwurf zu einer Geschichte. Du mußt selbst weiterbauen auf dem, was ich dir erzähle.«

»Verlaß dich drauf!«

»Also gut. Die Sache fiel mir ein, als du den Ausdruck ›Gespenst des Hungertodes‹ gebrauchtest.«

»Aha. Es ist also eine Gespenstergeschichte?«

»Eben.«

»Aber das Genre ist ja schon seit langem erschöpft. Das klassische Werk dieser Art wurde von Sverre Vegenor mit seiner gediegenen Arbeit ›Der gelbe Spuk‹ geschaffen, die in Nr. 14 des Detektivmagazins erschien.«

»Schon möglich. Trotzdem glaube ich, daß dies hier aus dem üblichen Rahmen fällt. Eigentlich sollte Werner es erzählen,

aber ich habe ein besseres Darstellungsvermögen. Also: unser Freund Werner hat sich vor vierzehn Tagen eine alte Hütte droben in Österdalen gekauft.«

»Ach, das ist diese Geschichte«, rief Liljan Werner aus, die neben mir im Sessel lag und kettenrauchte. Die Flammen warfen einen gelben Schimmer auf ihre glänzenden Seidenbeine. »Muß die wirklich jetzt erzählt werden, wo es hier so gemütlich ist?«

»Du hörst ja, daß es um Bernhards Leben und Zukunft geht«, sagte Tann. »Aber laß mich jetzt fortfahren: Werner hat, wie gesagt, eine Hütte gekauft, die im Düsternwald in Österdalen liegt, ganz in der Nähe eines kleinen Gewässers, das Blausee heißt. Es ist eine der dunkelsten und gottverlassensten Gegenden – Meile um Meile dichten, schwarzen Waldes; die nächste menschliche Nachbarschaft besteht in einer kleinen Siedlung, einer Häusergruppe, etwa zwei Stunden Wegs von der Hütte. Hin und wieder kommt es vor, daß sich ein Holzfäller in diese Wildnis verirrt; in der Nähe ist ein kleiner Fluß, der in einem Teil des Sommerhalbjahres zum Flößen benutzt wird. Die Hütte hat während des letzten Menschenalters leer gestanden und war in den letzten Jahren recht baufällig geworden. Aber Werner hatte einige Leute hinaufgeschickt, um sie instand zu setzen, ein wenig an Dach und Wänden zu flicken, um die zudringlichsten Naturgewalten abzuhalten. In dieser Gegend kennt jedes Kind die Hütte; seit Menschengedenken ist sie im Munde der Leute, es hat sich eine Sage um sie gebildet, und sie wurde zu einer Art Dornröschenschloß in der Volksphantasie. Man nennt sie die ›Daumannshütte‹.«

»Das hört sich ganz gut an«, murmelte ich. »Ein hübscher Auftakt. Erzähl weiter.«

»Vor etwa hundert Jahren wohnte ein reicher Mann namens Tore Gruvik in der Ortschaft. Er baute das Haus droben im Wald und benutzte es wohl als Jagdhütte. Jeden Herbst pflegte er sich allein dort aufzuhalten. Von den Leuten der Gegend wird Gruvik als ein roher und rücksichtsloser Mensch geschildert, als

ein Mann ohne Skrupel und Gewissen; er soll unmenschlich gegen alle vorgegangen sein, die ihm Geld schuldeten, und überhaupt gegen die kleinen Leute, die er in seiner Macht hatte. Von Körperbau soll er ein Riese mit wildem und angsteinflößendem Aussehen gewesen sein. Na ja, auf solche Dinge soll man vielleicht nicht allzuviel Gewicht legen; es geht ja oft so, wenn die Geschichte eines Mannes von seinen Feinden gemacht wird, vielleicht war er eben eine starke und bedeutende Persönlichkeit. Doch steht jedenfalls fest, daß er von fast allen gehaßt wurde, die ihn kannten. Dem Vernehmen nach soll Tore Gruvik nur ein einziges Wesen in seiner Nähe geduldet haben – und das war seine Schwester. Genauer gesagt, duldete er sie nicht nur, sondern verehrte sie mit einer fast krankhaften Zärtlichkeit. Seit dem Tode der Eltern hatten sie zusammen gewohnt, und es sah nicht so aus, als ob die Schwester jemals eine Ehe eingehen würde, obwohl sie schon fast dreißig Jahre alt war; viele meinten, daß der Bruder ihr nicht zu heiraten erlaubte.«

»Du erzählst allzu umständlich«, unterbrach Werner. »Müssen so viele Einzelheiten ausgemalt werden? Willst du nicht bald zur Pointe kommen? Verschiedene von uns kennen ja doch diese Räubergeschichte schon.«

»Das ist keine gewöhnliche Geschichte im Familienblattstil oder eine Meldung über ein Eisenbahnunglück«, protestierte Tann. »Das ist ein Roman, ein altes Schicksalsdrama, und da erfordert die Darstellung Details. Außerdem braucht Bernhard sie für sein Buch.«

»Selbstverständlich«, sagte ich. »Sei so freundlich, den Erzähler nicht zu stören. Fahre fort, Tann; du stehst unter meinem persönlichen Schutz.«

»Eines Tages tauchte ein neuer Knecht auf Gruviks Hof auf. Die Überlieferung sagt nicht, wie er hieß, doch muß er ein ländlicher Casanova gewesen sein, ein Schürzenjäger, der die Mädchen zu nehmen wußte, und gleichzeitig ein Typ, der

teilweise an einen von Hamsuns Landstreichern erinnern mochte. Er zog von Hof zu Hof durchs Land und nahm Arbeit; überall, wohin er kam, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als die Mädchen mit in die Scheune zu nehmen; war erst das Scheunentor hinter ihnen zugeschlagen, dann wurde er unwiderstehlich. Dann galt es nur, sich davonzumachen und das Experiment auf dem nächsten Hof zu wiederholen. Der *abortus provocatus* war damals noch nicht so üblich; infolgedessen markierte eine lange, zusammenhängende Kette unehelichen Nachwuchses klar und deutlich den Weg, den er durch das Land genommen hatte.

Genug davon. Eines Tages kam er also auf den Gruvikhof, und Tores Schwester verliebte sich sofort in ihn. Sie hatte nicht so viel Erfahrung mit Männern, und diese erste Begegnung mit der Naturkraft warf sie augenblicks zu Boden. Doch muß auch er ein ungewöhnliches Interesse für sie genährt haben; ganz entgegen seiner Gewohnheit schlug er ihr vor, mit ihm zusammen davonzulaufen. Eines Nachts gingen sie zusammen in den Wald, und weg waren sie. Gruvik entdeckte es einige Stunden später und wurde völlig gelb vor Wut; durchaus begreiflich, man hatte ja noch Sippengefühl in jenen alten Tagen, und diese Schwester war das Liebste, was er besaß. Er suchte seine größte und kräftigste Waldaxt hervor, schliff sie eine ganze Stunde, und dann machte er sich hinter den Flüchtlingen her.«

Tann machte eine Kunstpause und zündete eine neue Zigarette an. Nur das funkensprühende Knistern der Kiefernscheite unterbrach die Stille. Von den warmen Gesichtern rings um mich konnte ich ablesen, daß die Geschichte anfang, die Versammlung mitzureißen. Selbst Mörk und Bugge konnten ihr Interesse nicht verbergen.

»Daß du mir diese Geschichte nicht schon früher erzählt hast, Liljan«, sagte Sonja vorwurfsvoll. »Ich bin sehr auf die Fortsetzung gespannt. Ich glaube fast, ich halte es mit den

beiden, die sich davonmachten.«

»Die beiden Liebenden begingen einen unverzeihlichen Schnitzer«, fuhr Tann fort. »Sie rechneten nicht damit, daß Tore die Flucht noch in derselben Nacht entdecken und ihnen folgen würde, und deshalb übernachteten sie in Gruviks eigener Hütte im Düsternwald. Man muß ja sagen, daß sie nicht sonderlich intelligent vorgingen, aber Bauern leben wohl mehr im Augenblick und überlegen sich ihre Handlungen nicht so genau. Außerdem gab es wohl nicht so viele leere Hotelzimmer in jener Gegend, und ›der Hügel war feucht von Tau«, wie Wildenvey sagt. Gruvik war jedoch intuitiv auf den Gedanken gekommen, daß die beiden Vermessenen in seiner Hütte Zuflucht gesucht hatten; er zog spornstreichs dort hinauf und erwischte sie sozusagen in flagranti. Tore Gruvik muß sich wohl etwa gedacht haben, wer seine Schwester liebt, der züchtigt sie früh, jedenfalls schlug er ihr und ihrem Liebhaber den Kopf ab und warf die Leichen in den Waldsee.«

Ich rückte unwillkürlich näher ans Feuer.

»Aber diese Tat war selbst für einen so hartgekochten Burschen wie Tore Gruvik eine zu starke Belastungsprobe. Die zwei nächsten Tage trieb er sich ruhelos im Wald herum, und am dritten wurde er verrückt. Am Tag darauf folgte er seinen beiden Opfern; das Schuldgefühl trieb ihn zum Selbstmord, er ertränkte sich im Waldsee. Eine andere – und möglicherweise weniger zuverlässige – Version der Geschichte besagt, daß der Teufel persönlich ihn an diesem dritten Tage holte und mit sich in die Hölle nahm, die nach Auffassung lokaler Experten unter diesem Gewässer liegen soll; daher auch der wunderliche blaue Glanz im Wasser, der auf eine Spiegelung des ewigen blauen Feuers zurückzuführen sein soll, das dem Vernehmen nach dort unten brennt. Die Volksphantasie versagt sich nichts in dieser Richtung. Der Aberglaube...«

»Sprich nicht von Aberglauben«, unterbrach ihn Mörk. »Abergläubisch ist der moderne Materialismus. Die

Volksphantasie schöpft aus heimlichen, okkulten Quellen, vergessenen Weisheitswelten, verschlossenen Reichen für den bornierten mechanistischen Verstand. Ein Durchschnittsbauer weiß weit mehr von der geistigen Welt als siebenundzwanzig Universitätsprofessoren zusammengenommen.«

»Wurden die Leichen gefunden?« fragte ich.

»Nein, sie wurden nie gefunden. Der Blausee ist ein ›bodenloses‹ Gewässer, wie es heißt; wer in einem solchen See ertrinkt, der fährt fort zu sinken und zu sinken – von mir aus bis ins Innere der Erde.

Ich bin ja kein Sachverständiger für solche Fragen. Aber nun kommen wir zur Pointe. Der Volksaberglaube – entschuldige, Mörk – hat einen pikanten kleinen Schwanz an die Geschichte gehängt; er behauptet nämlich, daß Tore Gruvik umgeht. Nun ja, das wäre vielleicht nicht so auffällig, auf dem Lande geht ja ungefähr jeder zweite Mensch nach seinem Tode um, und jeder auch nur einigermaßen anständige Hof hat sein festes Hausgespenst. Aber Tore Gruvik ist kein gewöhnliches Gespenst; er zeigt sich nicht von außen, in der äußeren Welt, in ein Laken gehüllt und mit der ganzen konventionellen Ausrüstung von Knochen, rostigen Eisenketten usw. Er zeigt sich, wenn man so will – von innen.«

»Was soll das heißen?«

»Die Sage berichtet, daß seit Gruviks Tod ein Fluch auf der Hütte liege. Alle, die sich in den vier Wänden des Hauses aufhalten, fallen diesem Fluch zum Opfer. Sie werden von Gruviks bösem Geist besessen. Er kommt zu ihnen in der Nacht – von innen – wie ein schreckliches Saugen in der Seele; er zieht sie an sich, erfüllt sie mit seinem eigenen Fluch, seinem eigenen Wahnsinn; er saugt sie alle mit sich in den See.«

»Nein, hör auf mit dieser grauenhaften Geschichte«, rief Liljan und steckte sich die Zeigefinger in die Ohren. »Nun will ich nichts mehr hören.«

»Aber ich will erzählen«, sagte Tann lachend. »Alle, die in der Hütte übernachteten, werden, mit anderen Worten, von einer Art Selbstmordmanie besessen. Nach ein paar Tagen werden sie von einer unbekannten Macht gezwungen, sich im Waldsee zu ertränken. Im letzten Jahrhundert sollen sich mit wenigen Jahren Zwischenraum drei Personen – davon zwei Osloer – in der ›Daumannshütte‹ aufgehalten und sie als Basis für die Auerhahnjagd benutzt haben. Alle drei sind dort oben verschwunden. Den einen fand man später wieder; er hatte sich an einer Stelle ertränkt, wo der Grund einigermaßen fest ist. Ich habe persönlich mit einem Nachkommen dieses Mannes gesprochen und weiß, daß die Geschichte in diesem Punkte stimmt. Man versteht vielleicht, warum die Leute in dieser Gegend das Haus wie die Pest scheuen und daß es weit über ein Menschenalter hinaus unbenutzt dastand; man hat nicht einmal gewagt, es niederzureißen. Aber dann taucht also der Mann des 20. Jahrhunderts, Teddy Werner, auf, kauft das alte, verhexte Haus und will bereits übermorgen dort hinauf reisen, um seine Nerven auf die Probe zu stellen...«

»Nicht gerade aus diesem Grunde«, unterbrach ihn Werner lächelnd. »Der Düsternwald ist das schönste Jagdgebiet, das man sich denken kann, ein Märchenland für einen alten Jäger und Müßiggänger wie mich. Und das Seltsame ist, daß dieses Gebiet so gut wie unerforscht ist, ein Stück jungfräulicher Wildnis, ein Rest des verlorenen Paradieses mitten im Herzen Norwegens. Solange ich an einem solchen Ort mit einer Schrotflinte, einem Hund und einem Päckchen guter Literatur sein darf, mag die Welt meiner wegen gern aus den Angeln gehen. Und ein paar Gespenster mehr oder weniger werden das Idyll kaum stören können.«

Ich wandte mich an Tann.

»Das ist also der Stoff, den du meinstest...«

»Eben. Daraus mußt du etwas machen können. Laß dein Buch in dieser Hütte unter modernen jungen Menschen mit der alten



Sage als Hintergrund spielen. Stelle diese glatten, oberflächlichen Zivilisationsmenschen und ihren seichten Oslo-Jargon in ein hartes Relief gegen Naturgrauen und Naturmystik; zeige, wie gering der Abstand ist von der blankpolierten Oberfläche zur Angst und zum Archaischen im Menschen. Arbeite die starken Kontrastwirkungen im Stil und in der Sprache des Buches heraus; finde eine Synthese von Lill Herlofson Bauer und Edgar Allan Poe.«

Ich nickte.

»Eine gute Idee, eine ausgezeichnete Idee, aber – «

»Wenn du dich dem Stoff gegenüber unsicher fühlst, so kannst du ja selbst hinaufreisen und versuchen, ob du die Dinge am eigenen Leibe erleben kannst. Pack die Sache an wie ein echter Naturalist. Flaubert ließ nie ein Buch von Stapel, bevor er nicht jahrelang jedes Detail studiert hatte, worüber er schrieb.«

»Sehr nett von dir, aber ich fühle keinen brennenden Drang, mit Geistern Bekanntschaft zu schließen, vor allem nicht mit Tore Gruvik, wie du ihn beschrieben hast. Ich glaube, daß ich es vorziehe, mich an die materielle Welt zu halten.«

Mörk räusperte sich.

»Die materielle Welt?« sagte er und blickte düster in die Flammen. »Die materielle Welt ist ein Blendwerk.«

»Lang lebe die materielle Welt«, sagte ich und hob die Flasche. »Meine Herren, noch ein Glas Kognak?«

## **2. KAPITEL**

### ***Worin ein Zettel in Bugges Brieftasche und eine Notiz im »Dagblad« den Auftakt zu einem Drama bilden***

Es wird behauptet, daß der norwegische Dichter Collet Vogt jeden Morgen von seiner Schwester mit dem Ruf geweckt wurde:

»Nils! Steh auf und dichte!«

Was zur Folge hatte, daß Collet Vogt im Laufe der Jahre zu einem unserer produktivsten Schriftsteller wurde. Ich weiß nicht, ob meine Frau diese Geschichte gehört hat, doch ist es eine Tatsache, daß Sonja sich am Morgen des 19. August der gleichen Methode bediente.

»Bernhard! Steh auf und dichte!« sagte Sonja.

Tief, tief aus einem grünen, undurchdringlichen Dunkel glitt ich langsam empor, dem Tageslicht entgegen. Wie ein Perlenfischer, der zwischen Korallenriffen taucht.

»Haaaaa«, gähnte ich und streckte mich so lang, wie es mein Seidenpyjama zuließ. »Frau, wie spät ist es?«

»Halb eins«, bemerkte Sonja und blickte mich vorwurfsvoll an. »Findest du, daß dies eine Zeit zum Aufwachen für einen anständigen Menschen ist?«

»Ich bin kein anständiger Mensch«, erklärte ich. »Außerdem ist es ein altes Vorurteil, daß man morgens aufstehen soll. Alle bedeutenden Persönlichkeiten der Geschichte sind nach zwölf Uhr aufgestanden. Der sogenannte Tagesrhythmus ist nur für Büroangestellte und Leute, die im Milchladen stehen, berechnet.«

Sonja ignorierte mich. Sie wandte sich dem Spiegel zu und musterte interessiert ihr neues Sommerkleid.

»Kleine Frau«, sagte ich. »Süße, kleine Frau, mach nicht ein so saures Gesicht. Komm her und gib mir den Gutenmorgenkuß, bevor du mir das Frühstück ans Bett bringst.«

»Du elender Faulpelz!« rief Sonja. »Nun schinde ich mich früh und spät mit Theaterproben, während du hier herumliegst. Was macht eigentlich dein neuer Roman? Sollte er nicht bald fertig sein?«

»Du redest daher, als wärest du mein Verleger und nicht die Geliebte meiner Seele«, sagte ich vorwurfsvoll. »Nein, mein neuer Roman ist noch nicht fertig – und zwar aus dem guten Grunde, daß ich noch nicht damit begonnen habe.«

»Du bist faul.«

»Einverstanden. Ich bin faul. Wie sagt doch der Philosoph Schlegel: ›Faulheit ist die Tugend des Genies und Müßiggang das romantische Ideal.««

»Mach, daß du aus dem Bett kommst, sonst...«

Sie stand mit dem Wasserkrug in der Hand über mir.

»Ich komme schon! Ich komme schon!« rief ich entsetzt. »Herrgott, daß ich mein Zölibat brechen mußte...«

»Gibt es was Neues?« fragte ich einige Minuten später, als wir uns am Frühstückstisch niedergelassen und ein kleiner Morgencocktail unsere Gemüter besänftigt hatte. »Wie lautet der heutige Heeresbericht?«

»Harald Tann und Liljan Werner haben sich verlobt.«

»Soso. Ich hatte schon längst eine Ahnung, daß die beiden etwas miteinander hatten. Wollen Sie heiraten?«

»Das weiß ich nicht, sie sind jedenfalls zusammengezogen.«

»Aha. Du willst damit andeuten, daß sie in Sünde miteinander leben?«

»Ganz recht.« Sonja lachte. »Übrigens sind anscheinend noch andere der gleichen Ansicht. Daß sie in ›Sünde miteinander leben‹, meine ich.«

»Wieso denn das?«

»Da ist irgendein Idiot, der sie mit anonymen Briefen verfolgt und offenbar bestrebt ist, sie auseinanderzubringen. Liljan hat einige Briefe erhalten, die widerliche Verleumdungen gegen Tann enthalten, und Tann empfing ein Schreiben ähnlichen Inhalts, nur mit dem Unterschied, daß es über Liljan herging.«

»Aber wer in aller Welt mag sich mit diesem Sport beschäftigen?«

»Das möchten die beiden selbst gern wissen, denn auf die Dauer ist dergleichen ja ziemlich unangenehm. Im letzten Brief an Tann droht der Absender übrigens damit, die beiden wegen Unsittlichkeit bei der Polizei zu melden. Hat man schon so was gehört: sie wegen Unsittlichkeit melden!«

»Das muß doch ein Ulk sein. Sonst wäre es ein peinliches Verfallszeichen norwegischen Humors. Vielleicht hat auch Teddy Werner die Briefe geschrieben. Das könnte ja eine Art Nachwirkung seines theologischen Studiums sein.«

»Ich glaube, daß einer von Liljans verschmähten Liebhabern dahintersteckt. Sie hatte ja schon etwas mit einigen verschrobenen, komischen Käuzen gehabt, bevor die Sache mit Tann anfang.«

»Wie bitte?« Ich war erschrocken. »Wie lange ist es eigentlich her, seit sie konfirmiert wurde?«

»Liljan ist zweiundzwanzig«, erklärte Sonja mit Kennermiene. »Übrigens steht es dir entzückend, wenn du dich so moralisch entrüstest. Ich glaube fast, ich werde dir den Frühstückskuß doch noch geben...«

»Ich gehe jetzt in die Stadt«, sagte ich und griff nach meinem breitrandigen Dichter-Borsalino. »Es ist prächtiges Wetter draußen, und ich will meinen Blutkreislauf ein wenig stimulieren. Ich verspreche auch, zurückzukommen und zu schreiben, daß die Tinte spritzt.«

In der Tür wandte ich mich noch einmal um.

»Übrigens, hat Werner ein Lebenszeichen von sich gegeben? Er hält sich ja nun schon seit drei Wochen in der Gespensterhütte auf.«

»Nein, Liljan hat wenigstens nichts von ihm gehört. Er will mindestens einen Monat dort bleiben. Er ist ja so begeistert von diesem Waldleben.«

»Das ist er wohl. Gott sei mit ihm. Bis nachher.«

Keine Stadt ist so schön wie Oslo im Herbst. Die Riviera im Winter, gewiß, Paris im Frühling, gewiß, aber Oslo im Herbst! Wenn die Luft wie ein feiner moussierender Champagner vom Jahrgang 1912 duftet und der Sonnenschein sich wie ein zarter Schleier über die grauen Häuser legt. Der Winter, der Verfall steht vor der Tür; die Vergänglichkeit singt bereits ihren dunklen Psalm in das fallende Laub, aber gerade deswegen sammelt die Natur ihr letztes Aufgebot an Wärme, ihre letzte kostbare Reserve an Zärtlichkeit; im Herbst ähnelt unsere Stadt einer Frau von achtunddreißig Jahren.

Ich ging pfeifend durch den Studenterlund mit Kurs auf das Theatercafé. Ich war in prächtiger Stimmung, obwohl ich mich nun seit drei Wochen vergeblich mit dem Stoff abgequält hatte, den Tann mir gegeben: der Sage vom Tore Gruvik; ich war nicht imstande, etwas aus der Sache zu machen. Die Entwürfe, die ich zu einem Kriminalroman im Gespenstergenre gemacht hatte, waren ein höchst banaler Schund geworden. Sie kennen ja die Geschichte von dem Schurken, der listig eine alte Sage ausnützt und sich als Gespenst verkleidet, um irgendeinen Erben zu verscheuchen – und darauf selbst das Gespensterhaus für wenig Geld zu kaufen und sofort den alten Monte-Christo-Schatz auszugraben, der im Keller versteckt ist. Ich hatte also an etwas in der Richtung gedacht, sah jedoch zu guter Zeit ein, daß die Idee schon etwa fünftausendmal vorher gebraucht worden war – von sämtlichen Kriminalschriftstellern, beginnend mit Conan

Doyle und bis hinunter zu dem, der die »Novelle des Tages« in »Aftenposten« schreibt. Jawohl, ich hatte mich ausgeschrieben, war ausgetrocknet wie die asiatischen Wüsten, wo die alten Kulturreiche einmal geblüht hatten; nun blieb mir nur noch übrig, mich auf der Stadtbotenzentrale zu melden. Sic transit gloria Bernhard Borgi. Tidelidei, was für ein schönes Wetter!

Ich strebte durch die Drehtür ins Restaurant. An einem der Tische erblickte ich Kai Bugge; er war gerade im Begriff, zu bezahlen, und ich sah, wie ihm gleichzeitig ein Stück Papier aus der Briefftasche auf den Boden fiel, ohne daß er es bemerkte.

»Hallo, Alter«, sagte ich und setzte mich an seinen Tisch.

»Hallo.« Er erhob sich. »Setz dich einen Augenblick hierhin. Ich muß nur mal eben hinaus und telefonieren.«

Während er draußen war, fischte ich das Stück Papier vom Boden auf. Es war auf beiden Seiten mit einer zarten, ausgesprochen nervösen Handschrift beschrieben und erwies sich als eine Inhaltsangabe zweier Träume; offenbar stammte es von einem der Patienten Bugges. Wenn es sich um die persönlichen Papiere meiner Mitmenschen handelt, so bin ich ebenso neugierig wie ein beliebiger moderner Literaturforscher; folglich machte ich mich sogleich daran, die Schrift zu deuten. Da stand folgendes:

*Traum, Nacht zum 10. August:*

Ich träume, daß ich in einem Waldsee treibe, nackt; mein Leib ist leuchtend weiß und rein im Mondlicht. Ich fühle, wie ich langsam unter einen hohen Baum am Ufer treibe, eine Tanne; im gleichen Augenblick, wo der Schatten des Baumes auf mich fällt, habe ich das Gefühl, als ob mein Körper auf eine seltsame Weise vergeht. Hände und Füße erhalten eine dunklere Farbe und werden nach und nach völlig schwarz; sie verkohlen gleichsam. Das breitet sich nach und nach über die Arme aus, über Beine und Schenkel, schließlich über den ganzen Körper. Ich habe das schreckliche Gefühl, aussätzig geworden zu sein.

Da fällt mein Blick plötzlich auf ein Wesen droben am Uferrand, ein großes, zottiges Tier, das unbeweglich dasteht und mich mit einem ungeheuer intensiven, einem brennenden Blick an» starrt. Nur diese Augen sind es, dieser lebendige, fürchterliche Blick, der mir sagt, daß es ein Lebewesen ist und nicht nur ein Schatten, ein Teil des Nachtdunkels. Ich empfinde eine unbeschreibliche Angst, fühle mich aber zugleich seltsam angezogen von dem, das dort oben steht und mich anblickt; ich bin völlig hypnotisiert; ich kann kein Glied rühren. Da springt das Tier plötzlich vom Ufer auf mich herab; es ergreift mich und zieht mich in die Tiefe; ich kann nicht atmen; meine Lungen füllen sich mit Wasser; ich beginne zu sinken, zu sinken...

*Traum, Nacht zum 11. August*

Mir träumt, daß ich auf einem unendlich langen Weg laufe; ich bin auf der Flucht vor etwas, was mich verfolgt. Ich weiß nicht, was es ist, aber ich fühle die ganze Zeit, daß es da ist – dicht hinter mir –, mir ist, als spüre ich seinen Atem im Nacken, einen warmen, widerwärtigen Hauch. Ich wage nicht, mich umzudrehen, sondern laufe nur immer weiter – schneller und schneller, wilder und wilder –, bis mir das Herz zerspringen will. Da sehe ich auf einmal, daß ich bei einer Eisenbahnstation angekommen bin; ein Zug hält gerade abfahrbereit. Ein Mann steht auf dem Trittbrett und winkt mir zu. Ich kann nicht sehen, wer es ist; seine Gesichtszüge sind nebelhaft verwischt, aber trotzdem ist mir, als ob ich ihn kenne. Im letzten Augenblick gelingt es ihm, mich hinaufzuziehen, und todmüde breche ich in derselben Sekunde zusammen, wo sich der Zug in Bewegung setzt. Ich merke, wie mein Verfolger nach mir greift, nach meinen Kleidern schnappt, aber er erreicht mich nicht; ich bin gerettet. Merkwürdigerweise werde ich erst jetzt ernstlich von Angst gepackt, nun da ich mit meinem Retter allein auf dem Zug bin; ich erwache mit einem Schrei, in kalten Schweiß gebadet...

Unten auf dem Bogen stand mit Bugges leicht erkennbarer,

fester Handschrift geschrieben:

*Einfall zu »großes, zottiges Tier«: ein Bär.*

Bugge war wieder hereingekommen und erwischte mich auf frischer Tat.

»Teufel noch mal«, sagte er und riß mir das Blatt aus der Hand. »Hast du denn kein Gefühl für Takt?«

»Du bist wohl etwas zu unachtsam, um ein wirklich Vertrauen erweckender Seelenarzt zu sein«, bemerkte ich ironisch. »Vielleicht ist es ja auch üblich, daß ihr Analytiker die intimsten Mitteilungen eurer Patienten wie Flugblätter um euch herumstreut. Wer hat das übrigens geschrieben? Der Verfasser hat das Manuskript nicht unterzeichnet.«

»Bedaure«, sagte Bugge, »aber du darfst einen Psychoanalytiker nicht mit einem Journalisten verwechseln. Es gibt etwas, was sich Schweigepflicht nennt.«

»Kann es einen Grund geben, so etwas geheimzuhalten? Ich habe ja schon gelesen, was auf dem Papier steht, und es sind ja nur lächerliche und ganz sinnlose Träume. Wie kommt es eigentlich, daß man dergleichen träumt? Das liegt wohl an dem neuen Brot?«

Bugge sah mich mit einem lebenswürdigen Lächeln an.

»Solche Alpträume haben ja alle Menschen zuweilen, nicht wahr? Ein solcher Unsinn kann ja wohl keine Bedeutung haben?«

»Solcher Unsinn ist fast das einzige, was überhaupt Bedeutung hat«, sagte Bugge freundlich zurechtweisend. »Träume geben einen Einblick ins Seelenleben, in das unterirdische Seelenleben – eine Tiefenschau, die keine andere menschliche Äußerung uns vermitteln kann.«

»Aber was bedeuten eigentlich diese Träume? Was kannst du aus ihnen herausholen? Und was meinst du mit dem ›Einfall‹, den du unter dem einen Traum auf diesem Zettel notiert hast?«



Bugge hatte sich gesetzt und winkte einem Kellner. Nachdem uns drei Kellner völlig ignoriert hatten und an uns vorbeigegangen waren wie Hohepriester an den Bettlern bei der Tempelpforte, durften wir endlich beim vierten zwei halbe Dünnbier und ein paar Butterbrote bestellen.

»Da du nun einmal dieses Papier gesehen hast«, begann Bugge, »so schadet es vielleicht nicht, wenn ich etwas dazu sage. Den Namen des Patienten darf ich zwar nicht enthüllen, aber ich kann dir anvertrauen, daß diese Analyse, mit der ich mich jetzt beschäftige, der interessanteste Fall ist, der mir in meiner zehnjährigen Praxis vorgekommen ist.«

Er nahm einen tiefen Zug von dem Dünnbier, das ihm vortrefflich zu munden schien.

»Wenn du ein Mensch mit halbwegs durchschnittlicher Allgemeinbildung wärest, dann würdest du sicher wissen, wie eine solche Analyse sich abspielt; es wimmelt ja von populärwissenschaftlichen Büchern, die auf eine platte und leichtfaßliche Weise unsere Methoden veranschaulichen. Du würdest wissen, daß die Traumdeutung eine wesentliche Rolle in der Analyse spielt und daß diese Deutung unter anderem darin besteht, daß wir untersuchen, welche Einfälle dem Patienten zu den verschiedenen Elementen des Traumes kommen. Diese Einfälle oder Assoziationen können enthüllen, welcher Gedankeninhalt sich hinter dem flimmernden Bilderstrom des Traumes verbirgt, und indem wir einer solchen Assoziationskette folgen, kann es oft glücken, bis zu ganz verborgenen Vorstellungskomplexen durchzudringen, bis zu dem sogenannten verdrängten Vorstellungsleben.«

Er schwieg einen Augenblick und blickte durchdringend auf sein Dünnbierglas.

»Nur weiter«, sagte ich. »Ich verstehe kein Wort, du kannst also ruhig fortfahren.«

»Früher oder später wird in einer Analyse regelmäßig ein

Wendepunkt eintreten, eine Situation, wo der Patient alles einsetzen wird, um möglichst viel vor dem Analytiker zu verbergen; seine Träume werden immer verdrehter und unübersetzbarer, und seine Einfälle zu den Träumen bleiben aus. Dies ist das kritische Stadium der Analyse, der Augenblick, wo der Analytiker endlich das geheime, verschlossene Tor erreicht hat und wo es nur noch des erlösenden Sesam, Sesam bedarf, damit die Felswände zur Seite weichen. Jeder Patient ist jedoch der Wächter seiner eigenen Krankheit, und er verteidigt seine Neurose mit verbissener Energie; diese Krankheit ist ja nach und nach seine Lebensform geworden, sein Stil, könnte man sagen, und es dauert oft Monate und Jahre, bis der Analytiker imstande ist, die Verteidigungswerke zu durchbrechen. Die Träume, die du gerade gelesen hat, illustrieren eine solche kritische Situation; diese Träume bieten den Schlüssel zu einer verschlossenen Tür der Seele; daher konnte der Patient nur einen einzigen Einfall zu dem einen Traum beitragen und zu dem anderen gar keinen.«

Bugge dozierte mit einer glatten, fließenden Stimme. Gewöhnlich pflegen derartige Ausführungen mich zu langweilen, aber Bugge hat eine eigene Art, solche Dinge darzustellen, und aus irgendeinem Grunde hatte ich das Gefühl, daß dies etwas war, was mich anging. »Wenn ich dich richtig verstanden habe«, sagte ich, »dann ist ja diese ›Krise‹ etwas, was in jeder Analyse vorkommt. Was ist denn nun an dem Fall, mit dem du dich beschäftigst, so besonders aufregend?«

Bugge streifte mit einer bedeutungsvollen Geste die Asche von seiner Zigarette.

»Dieser Fall ist deshalb so interessant, weil ich hier auf Träume von einem Typus gestoßen bin, wie er mir bisher in meiner Praxis nicht vorgekommen ist. Ganz neu ist meine Entdeckung gewiß nicht; diese Art Träume wurde schon früher in der psychologischen Literatur behandelt, aber nur ganz oberflächlich; man bezweifelte sogar stark, ob es diese Art

Träume überhaupt gäbe; man nahm an, daß sie auf einem sogenannten ›Zufall‹ beruhen. Wenn es aber wirklich richtig ist, daß es solche Träume gibt, so ergeben sich daraus ganz neue Perspektiven für die Seelenforschung.«

»Von was für einer Art Träume redest du überhaupt?«

»Ich bin meiner Sache noch nicht sicher; meine Annahme beruht eher auf Intuition; deshalb will ich mich vorläufig nicht darüber auslassen. Warte – und lies mein nächstes Buch.«

»Der Teufel lese deine Bücher«, sagte ich ärgerlich und erhob mich. »Nun muß ich übrigens selbst nach Haus zu meinem nächsten Buch. Das liegt wie ein Alpdruck auf mir. Hast du jemals geträumt, daß ein Elefant auf dir sitzt? Das ist eine neue Art Träume, die ich in diesen Tagen entdeckt habe. Auf Wiedersehen.«

Ich schlenderte heim und ließ mir die weiche, kühle Herbstluft in die Lungen rieseln. Aber meine Stimmung war um einige Grade gesunken. Warum mußte Bugge sich immer wie die Sphinx von Gizeh aufführen? Warum spekulierte er immer darauf, die Neugierde seiner Mitmenschen aufzustacheln? Übrigens war es ja komisch, daß ich mich darüber ärgerte. Was gingen mich Bugges mehr oder weniger verschrobene Patienten an? Wahrscheinlich kannte ich den Menschen nicht einmal, um den es sich hier handelte; Bugge behandelte ja zehn bis fünfzehn Patienten gleichzeitig; diese Geschichte ging mich gar nichts an. Aber trotzdem. Weshalb nahm ich plötzlich ein so merkwürdiges Interesse an der Sache?

Als ich die Haustür öffnete, kam Sonja mir entgegen. Ihr Gesicht war auffällig bleich.

»Kannst du erraten, was passiert ist?« Ihre Stimme war heiser vor Erregung.

»Nein. Du siehst so erschrocken aus. Hast du den Kindern Arsenik statt Hafermehl gegeben?«

»Red keinen Unfug. Sieh dir mal diese Zeitung an.«

Sie reichte mir Dagbladets Mittagsausgabe. Mein Blick fiel sogleich auf eine unleugbar Aufsehen erregende Meldung:

JUNGEROSLOER IM ÖSTERDAL VERSCHWUNDEN  
EIN EIGENARTIGER SELBSTMORD

*Ein junger Osloer namens Teddy Werner, der sich in letzter Zeit im Düsternwald, einem der Waldgebiete im österdal, aufhielt, wird als verschwunden gemeldet. Werner hat drei Wochen allein in einer Hütte gelebt und stand, soviel bekannt, während dieses Zeitraumes nicht mit anderen Menschen in Verbindung. Der Lensmann des Bezirks erklärt in seinem Bericht an die Osloer Polizei, er habe sichere Beweise dafür, daß Selbstmord vorliege. Bestimmte Spuren deuten darauf hin, daß Werner sich im Blausee, einem in der Nähe der Hütte gelegenen kleinen Gewässer, ertränkt habe. Alles Suchen nach der Leiche war jedoch wegen des tiefen Wassers zwecklos...*

Ich hatte genug gelesen und legte die Zeitung aus der Hand.

»Mein Gott«, murmelte ich. »Das kann doch nicht möglich sein. Werner hatte doch keinen Grund, sich das...«

»Entsinnst du dich nicht der Geschichte, die Tann auf unserem Fest erzählte? Von Tore Gruvik – «

»Aber es kann doch unmöglich etwas an einer solchen phantastischen Geschichte dran sein. So etwas kommt doch nicht in der Wirklichkeit und selbst in Büchern kaum vor. Ich verstehe nicht... Nein, es muß ein Mißverständnis vorliegen. Er muß sich im Wald verirrt haben.«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Ich nahm den Hörer auf.

»Hallo.« Es war Tanns Stimme. »Hast du die Zeitung gelesen?«

»Ich hatte sie gerade in der Hand. Was in aller Welt soll das bedeuten?«

»Tja, das ist nicht leicht zu sagen. Anscheinend hat die

Geschichte, die ich neulich erzählte, eine gewisse Aktualität erhalten.«

»Weißt du, ob Werner irgendeinen Grund hatte, sich das Leben zu nehmen?«

»Absolut nicht. Er führte ja ein völlig unbekümmertes Dasein. Ich habe in aller Heimlichkeit eine kleine Theorie von der Sache.«

»Raus mit der Sprache!«

»Ich glaube, daß ein Verbrechen vorliegt. Ja, ein Mord.«

»Aber Werner hatte doch keine Feinde?«

»Darauf können wir später zurückkommen. Nun sollst du hören, was ich vorschlage. Ich habe gerade mit Liljan gesprochen. Sie ist natürlich darauf versessen, sofort nach der Hütte zu reisen.«

»Warum das?«

»Um Klarheit darüber zu erlangen, was wirklich geschehen ist. Aber ich will nicht, daß sie allein hinaufreist. Deshalb schlage ich vor, daß wir eine kleine Expedition ausrüsten, alle, die wir an jenem Abend bei dir versammelt waren – das heißt, minus einigen Frauenspersonen. Ich habe schon mit Mörk und Bugge gesprochen, und beide sind sehr interessiert. Ich dachte, auch du könntest mitmachen; ich hatte dir ja gerade diese Fahrt schon vor drei Wochen als Studienreise vorgeschlagen; da hast du ja schon deinen neuen Roman.«

»Das hört sich ja recht spannend an, aber was können wir eigentlich erreichen, wenn wir eine solche ›Expedition‹ unternehmen? Wenn Werner ertrunken ist und es zwecklos ist, nach ihm zu suchen, dann haben wohl auch wir keine großen Chancen, ihn zu finden. Und wenn er ermordet ist, wie du sagst, dann ist es wohl wenig wahrscheinlich, daß der eventuelle Mörder sich noch am Tatort herumtreibt.«

»Wie gesagt, ist es Liljan, die auf Biegen oder Brechen dahin

will, und ich verspüre selbst große Lust, die Sache etwas näher zu untersuchen; ich glaube, es steckt irgend etwas dahinter, und ich möchte die Zusammenhänge aufdecken. Du weißt ja, daß ich mit einem kleinen Detektiv schwanger gehe.«

»Kennst du den Weg?«

»Ja. Ich bin schon einmal dort gewesen – damals mit Werner, als er die Hütte kaufte. Nimm Wäsche und einige Lebensmittel mit und komm, so schnell du kannst. Der Zug fährt in einer Stunde.«

Ich wandte mich an Sonja, die neben mir stand und das Gespräch mitgehört hatte.

»Was meinst du dazu?«

»Wir reisen«, sagte Sonja. Ihre Wangen hatten sich hektisch gerötet, und die Stimme klang eifrig.

»Du auch? Und die Kinder?«

»Können solange bei meiner Mutter bleiben. Schon seit Tann die Geschichte damals erzählte, war ich scharf darauf, die Hütte zu sehen.«

Ich nickte. Auch ich fühlte eine kleine Flamme in mir brennen.

»All right«, sagte ich ins Telefon. »Wir treffen uns in einer Dreiviertelstunde auf dem Ostbahnhof.«

### **3. KAPITEL**

## ***Worin eine seltsame Expedition in die Wildnis zieht***

Es war eine ziemlich improvisierte Ferienreise, auf die wir uns begeben hatten, wir sechs, die wir ein paar Stunden später im Zug versammelt saßen. Bugge, Mörk und Tann hatten sich von einer Stunde zur anderen von ihrer Arbeit beurlaubt; Sonja hatte sich unter dem Vorwand eines akuten Krankheitsfalles in der Familie mit dem Theater geeinigt, und ich hatte mit einem müden Seufzer meinen Dreadnought von einem Roman in die Schublade gelegt. Liljan war der einzige hundertprozentige Tagedieb unter uns und konnte also mit dem besten Gewissen Ferien nehmen, aber schließlich hatte ja auch sie den extravaganten Einfall gehabt. Ziemlich komisch, dachte ich im stillen, daß sechs moderne, aufgeklärte Menschen – Vertreter einer Zivilisation von Stahl und Beton – plötzlich in die Wildnis ziehen, um eine alte Spukgeschichte aufzuklären. Aber dann war ja Werners eigentümlicher Todesfall ein hinreichender Grund.

Wie zu erwarten, hatte die Nachricht von dem Verschwinden ihres Bruders Liljan erschüttert und nervös gemacht; sie war daher der natürliche Mittelpunkt unserer kleinen Gesellschaft.

»Hattest du deinen Bruder sehr gern?« fragte Tann und beugte sich auf eine Art zu ihr hinüber, die nicht mißzuverstehen war.

»Ja, ich hatte ihn sehr gern. Es war immer ein so seltsamer Kontakt zwischen uns. Wir brauchten gleichsam nicht miteinander zu reden, und trotzdem wußte jeder von uns, woran der andere dachte.«

Liljan zündete sich eine Zigarette an. Ich bemerkte, daß ihre rechte Hand zitterte.

»Mir fällt gerade etwas ein, was vor mehreren Jahren passierte. Teddy wohnte allein in einer kleinen Wohnung am

Drammensvei; das war zu der Zeit, als er wie ein Eremit lebte und keine anderen Menschen sah. Soweit ich mich erinnere, beschäftigte er sich gerade mit seiner Dante-Abhandlung. Eines Tages war er nicht ausreichend bekleidet in die Winterkälte hinausgegangen und holte sich eine heftige Lungenentzündung. Er kam nicht auf den Gedanken, sich sofort an einen Arzt zu wenden – übrigens hatte er kein Telefon –, er legte sich einfach ins Bett und hoffte, es würde vorübergehen. Eben an diesem Tage hatte ich plötzlich das Gefühl, daß mit Teddy etwas nicht in Ordnung sei, eine ganz unerklärliche Ahnung, daß er in Gefahr sei. Ich ging sofort in seine Wohnung, wo ich erst ein Fenster einschlagen mußte, um hineinzukommen, und da fand ich ihn in einem furchtbaren Fieberanfall auf dem Boden liegend. Ich ließ ihn sofort in ein Krankenhaus bringen, wo er im letzten Augenblick gerettet wurde...«

Sie inhalierte einen langen, gierigen Zug aus ihrer Zigarette. Die schönen, etwas kurzsichtigen Augen hatten einen fast fiebrigen Glanz.

»Das Seltsame ist, daß ich gerade in diesen Tagen ein ähnliches Gefühl hatte. Vor drei Wochen hatte ich Teddy vor der Reise gewarnt – nicht wegen dieser lächerlichen alten Spukgeschichte, sondern aus einem ganz anderen Grund; ich weiß selbst nicht, warum. In den Tagen, wo er fort war, hatte ich immer das bedrückende Gefühl, daß er sich in Gefahr befinde, daß er von irgend etwas Schrecklichem bedroht sei. Könnt ihr begreifen, woher so etwas kommen kann?«

Ein Strom von Landschaften glitt am Abteifenster vorüber; stumm saßen wir da und starrten auf die endlosen Telegrafendrähte, die auf und ab, auf und ab mit der trostlosen Monotonie des Alltags laufen. Durch ein solches Fenster gibt es nicht viel zu sehen: hin und wieder eine Kuh, die mit einem aufreizenden Ausdruck des Wohlbefindens im Klee einhergeht und sich zum philosophischen Materialismus bekennt. Oder irgendeine ländlich aussehende Gestalt, die, beide Unterarme in



den Hosentaschen versenkt, auf einer Station herumsteht. Nächste Fußwanderungen in Jotunheimen und Vorträgen über Meeresforschung sind solche Bahnfahrten das Langweiligste, was ich kenne.

Zuletzt fing ich an, die Stille als bedrückend zu empfinden.

»Ich hätte Lust, eine Umfrage bei euch anzustellen«, sagte ich.

»Warum habt ihr plötzlich euren Beruf und die Forderungen des Tages an den Nagel gehängt und euch auf eine solche seltsame Expedition ins Ungewisse begeben? Was meint ihr damit zu erreichen?«

»Ich habe diese Frage bereits beantwortet«, erklärte Tann. »Ich glaube, wie gesagt, daß hier ein Verbrechen vorliegt; mein alter kriminalistischer Nerv sagt mir das; ich verspreche mir eine höchst interessante Arbeitsaufgabe.«

»Aber du, Bugge?«

»Tja«; Bugge zuckte die Achseln. »Ich interessiere mich aus verschiedenen Gründen für diesen Fall. Erstens interessiert es mich, den psychologischen Grund für Werners Selbstmord zu finden – ich gehe vorläufig davon aus, daß es tatsächlich ein Selbstmord ist. Zweitens bin ich darauf versessen, diese alte Sage um Tore Gruvik eingehender zu erforschen, vor allem die Selbstmordmanie, die dem Vernehmen nach mit diesem Ort verbunden ist. Indem man dort oben lebt, kann man ja unter anderem – wie Tann es ausdrückte – die Wirkung am eigenen Leibe erproben.«

Ich verspürte eine starke Unlust gegenüber dem ganzen Unternehmen, als Bugge diesen Ausdruck wiederholte. Wozu sollten eigentlich solche Experimente gut sein? Offen gesagt, verspürte ich die größte Lust, auf der nächsten Station auszusteigen und den ersten Zug zurück nach Oslo zu nehmen. Aber so etwas läßt sich ja nicht machen. Ist man erst einmal auf die schiefe Ebene gekommen, so muß man halt weiterrutschen.

»Ich bilde mir ein, daß ein psychologischer Zusammenhang zwischen der alten Sage und Werners Verschwinden besteht«, fuhr Bugge fort. »Ich glaube, daß es irgendeine wichtige Gesetzmäßigkeit gibt, die in diesem Falle wirksam war, und die will ich herausfinden. Ich leide an dem Goldfieber des Forschers, dem ewigen Hunger, eine Linie im Chaos zu finden, einen Sinn im Sinnlosen. Ich bin ein Sklave der Wissenschaft.«

»Nun bist du dran, Mörk«, sagte ich. »Was ist eigentlich dein Programm auf dieser Reise?«

»Erstens war Werner mein Freund«, sagte Mörk. »Ich interessiere mich für sein Schicksal; er war ja trotz allem ein suchender Mensch. Ferner habe ich eine ganz andere Auffassung von diesem Fall als ihr. Ich glaube nicht, daß hier etwas so Banales wie ein Verbrechen, ein Mord, vorgefallen ist – du hast zu viel Nick Carter gelesen, lieber Tann; auch glaube ich nicht, daß ein ordinärer Selbstmord vorliegt. Ich glaube kurz und gut, daß wir einem okkulten Phänomen gegenüberstehen, einer Begegnung mit dem Übersinnlichen.«

Mörk faltete die Hände über seinem Bauch und blickte Bugge unverwandt an, während er zu reden fortfuhr.

»Gerade deshalb unternehme ich diese ›Expedition‹ mit euch, mit fünf Menschen, verblendet vom modernen Materialismus, in völliger Unwissenheit darüber, daß es eine andere Welt gibt als die, welche man mit den Händen greifen kann. Ich möchte dich zum Beispiel einmal erleben, Bugge, wenn du dem Loch in deinem billigen Weltbild gegenübergestellt wirst, wenn du dem großen Paradoxon gegenüberstehst, für das deine zahllosen Formeln und Tabellen keine Erklärung finden können. Ich möchte sehen, wie die sogenannte gesunde Vernunft sich den Kopf an der Wand einrennt; ich möchte sehen, wie die sogenannte Wissenschaft ihren völligen Mangel an Einsicht in die Geheimnisse der Natur erkennen muß; ich möchte, kurz gesagt, den völligen Bankrott einer Weltanschauung erleben. Wir haben allzu lange von den Brosamen vom Tisch des 19.

Jahrhunderts gelebt.«

Mörk sprach mit einer verhältnismäßig gedämpften, aber nichtsdestoweniger intensiven Stimme. Aufs neue verspürte ich das gleiche fröstelnde Unlustgefühl; der Teufel mochte Tann holen, der mich hier hineingelotst hatte. Ich warf einen sehnsuchtsvollen Blick aus dem Abteifenster; es wirkte zur Abwechslung einmal aufmunternd, auf die Kühe im Klee und auf den Bauern mit den Händen in den Hosentaschen hinauszublicken.

Vor allem fiel mir auf, daß etwas eigentümlich Düsteres und Muffiges über der kleinen Waldsiedlung lag, bei der wir ausstiegen. Ein Haufen häßlicher kleiner Häuser gruppierte sich um eine etwas größere Bude, die offenbar das Stationsgebäude vorstellen sollte. Es war spät am Abend, und die Siedlung wirkte völlig ausgestorben; kein Mensch war zu sehen; in den Häusern war alles Licht erloschen, und die Fensterscheiben starrten wie schwarze, blinde Augen in den Mondschein hinaus. Der Ort lag in einer Senke des Geländes; nach allen Seiten hoben sich waldbedeckte, dunkle Höhenzüge empor, die sich mit messerscharfen Konturen vom veilchenblauen Nachthimmel abzeichneten. Ganz in der Nähe strömte offenbar ein kleiner Fluß; nur ein Rauschen tönte durch die Stille. Aber es war nicht das milde, liebenswürdige Rauschen, wie es sonst aus solchen kleinen Flüssen zu kommen pflegt; es war ein rasselnder Ton, eine häßliche, bedrückende Dissonanz.

»So etwa muß es im Totenreich sein«, flüsterte ich Sonja scherzend zu. »Hören wir nicht Lethe im Hintergrund?«

Tann fand den Weg, und wir begannen hinanzusteigen. Es war einer der üblichen krummen und holprigen norwegischen Landwege mit ziemlicher Steigung, nicht gerade sonderlich einladend als Fahrbahn für bessere Wagen, aber für einen modernen Tank immerhin zu bewältigen. Es kann ja so seinen eigenen Reiz haben, auf einem solchen romantischen alten Weg dahinzuschlendern, bei Nacht und prächtigem Mondschein,

wenn die Natur wie ein Gedicht von Heine aussieht. Aber dieser Marsch war alles andere als reizend. Nie hatte ich einen so dichten Wald wie diesen hier gesehen; die Bäume bildeten förmlich Mauern zu beiden Seiten; wir bewegten uns gleichsam auf dem Grunde einer schmalen Schlucht. Der Mond warf ein milchiges Licht auf den Weg vor uns und auf die nächsten Baumstämme. Weiter nach recht und links war es unmöglich, einzelne Bäume zu unterscheiden; der Blick stieß auf eine undurchdringliche Wand von Dunkelheit. Die ganze Zeit über hörten wir den Fluß, der ungefähr parallel mit unserem Wege lief, und ich wußte, woran mich dieses heisere, abscheuliche Geräusch erinnerte: es erinnerte mich an ein Gelächter, an eine quakende, boshafte Munterkeit.

»Man kann dieser Gegend kaum den Vorwurf der Naturschönheit machen«, bemerkte Bugge trocken. Er ging mit den Händen in den Taschen neben mir. »Jedenfalls können sie hier oben nicht vom Ansichtspostkartenverkauf leben.«

»Es ist wirklich abscheulich hier«, flüsterte Sonja hingerissen und preßte sich eng an meinen Arm. »Düsternwald ist wahrhaftig ein sehr bezeichnender Name.«

»Könnt ihr begreifen, daß Werner sich diese scheußliche Gegend ausgesucht hat?« murmelte ich. »Ich kann gut verstehen, daß dies hier ein rechter Nährboden für unheimliche Sagen ist. Wie sind die Leute in dieser Gegend? Du hast wohl einige gesehen, Tann?«

Tann lachte.

»Die sind fast ebenso unerfreulich wie die Natur, in der sie leben«, sagte er. »Scheu, in sich gekehrt und außerordentlich schwierig, wenn man mit ihnen in Kontakt kommen will. Die Menschen werden oft ziemlich wunderlich in so kleinen, abgelegenen Gemeinden.«

»An der ganzen Natur ist etwas Unheimliches«, meinte Mörk. »Einst lebten die Menschen in Harmonie mit der Natur, und da

war die Natur göttlich, aber nach dem Sündenfall wurde sie dämonisch. »Die verfallenen Altäre sind Wohnstätten der Dämonen«, sagte Ernst Jünger. Pan ist ein gefallener Gott, und die in die Natur gehen, ihn zu suchen, finden nur ein dämonisches Wesen. Daher ist auch das moderne Naturevangelium ein dämonisches Evangelium.«

»Wirklich sehr beachtlich, wie oft du das Wort »dämonisch« aussprechen kannst, ohne Luft zu holen«, sagte Bugge.

»Puerile Bemerkung«, entgegnete Mörk.

Wir waren vielleicht anderthalb Stunden in gemächlichem Tempo gegangen, als Sonja mich plötzlich hart am Arm packte.

»Kommt nicht dort hinten jemand gegangen?« rief sie aus.  
»Mir war, als hörte ich Schritte.«

Wir machten augenblicklich halt und hörten deutlich das Geräusch von Schritten näherkommen. Und wenige Sekunden darauf bog eine hohe Gestalt um die nächste Wegbiegung, offenbar ein Mann. Er kam geradenwegs auf uns zu; das harte, metallische Mondlicht gab seiner Erscheinung etwas Unwirkliches, fast etwas Selbstleuchtendes. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung, mich hinter die anderen zu stellen.

»Gespenst Nr. I«, erklärte Tann stoisch. »Nur immer ruhig, meine Damen und Herren.«

»Wollen die Herrschaften auf Waldfahrt?« sagte eine Stimme mit unverkennbarem Oslo-Dialekt.

»Aber das ist ja Braaten!« rief Tann. »Hallo, alter Freund. Wir glaubten, du seist ein Gespenst.«

Die beiden Männer drückten einander herzlich die Hand. Tann wandte sich uns anderen zu.

»Das ist mein alter Studienkamerad Einar Braaten«, sagte er erklärend. »Beim Verwaltungsexamen schnitt er so schlecht ab, daß er hier oben im Dschungel als Lensmann landete; in der

Zivilisation konnten sie ihn nicht gebrauchen. Plaudern wir etwas mit ihm; er hat sicherlich mit keinem Menschen mehr gesprochen, seit ich ihn zuletzt besuchte.«

Nachdem die übliche Vorstellerei erledigt war, schloß Braaten sich uns an. Er wirkte intelligent und sympathisch und sprach mit angenehmer, maskuliner Stimme.

»Wem gilt der Besuch?« fragte er.

Tann erklärte ihm, worum es sich handle.

»Hattest nicht du an die Polizei in Oslo berichtet? Wegen Werners Selbstmord?«

»Ja, das war ich. Es besteht kein Zweifel, daß Werner sich im Blausee ertränkt hat. Die Spuren zeigen es ganz deutlich.«

»Wieso das?«

»Am Morgen des 17. August fand ich Werners Hut und Flinte am Ufer des Sees. Direkt daneben lag die Leiche seines Hundes, mit einer Schrotladung durch den Kopf geschossen. Ich entdeckte frische Fußspuren auf dem feuchten Boden. Sie führten zum Ufer, aber nicht zurück; die letzte Fußspur zeigte außerdem deutlich, daß der Mann einen Sprung gemacht und sich hineingestürzt haben muß.«

»In tiefes Wasser?«

»Ja. Von einer ganz niedrigen Böschung, etwa einen Meter über dem Wasserspiegel. Später untersuchte ich die Spuren gründlicher und kam zu der Überzeugung, daß sie von Werners Schuhen stammen mußten, einem Paar solider Sportschuhe, vorn flach mit ungewöhnlich breiten Sohlen; ich hatte ihn damit gesehen, als ich ihn ein paar Wochen früher traf. Übrigens stand ja Werners Name auf dem Halsband des Hundes; daß der Hund erschossen war, deutet auch auf Selbstmord. Es geschieht oft, daß Selbstmörder ein Tier töten, auf das sie große Stücke setzen – wie zum Beispiel einen Hund –, bevor sie sich selbst das Leben nehmen. Aus meiner Praxis kenne ich mehrere solcher

Fälle.«

»Untersuchtest du nicht die Hütte?«

»Ja, selbstverständlich. Sie war leer und offenbar in der Nacht verlassen worden; eine Paraffinlampe, die am Abend angezündet worden sein mußte, brannte immer noch. Übrigens war sonst alles in Ordnung, kein Zeichen eines plötzlichen Aufbruchs, auch nichts, was auf – wie wollen wir es nennen? – Geistesverwirrung schließen ließ. Bücher und Inventar standen auf ihrem Platz; alles war aufgeräumt wie in einem modernen Büro. Es sieht so aus, als habe er sich in aller Ruhe ein besseres Abendessen zu Gemüte geführt und sei dann mit Gewehr und Hund an den See spaziert. Nach meiner Berechnung muß das gegen Mitternacht gewesen sein.«

Wir anderen gingen stumm dahin und lauschten der Erzählung. Die Worte fielen einfach und natürlich wie bei einem Kaffeeklatsch, aber trotzdem war da gleichsam etwas Unwahrscheinliches, etwas Traumhaftes an dem Ganzen. Ich rieb mir die Augen: war ich wach?

»Du bist ja bereits gründlich ans Werk gegangen, lieber Kollege«, sagte Tann lächelnd. »Es ist eine Schande, daß ein Mann mit deinen Geistesgaben dazu verurteilt sein soll, in dieser Wildnis herumzuszchnüffeln. Du gehörtest besser nach Scotland Yard. Aber eins möchte ich gern wissen. Wie hängt es zusammen, daß du diese Spuren bereits am Morgen nach Werners – hm – Selbstmord entdecktest? Du durchstreifst doch dieses ungeheure Gebiet nicht jeden Tag? Und aus welchem Grunde krebst du zu dieser Nachtzeit mitten im Wald herum?«

»Das ist eine andere Geschichte«, sagte Braaten. »Ich weiß nicht, ob du dir darüber klar bist, aber in diesen Gegenden passiert ja schließlich hin und wieder auch etwas. Wenn du die Zeitungen verfolgt hast, wirst du dich vielleicht des Haugstadmordes erinnern?«

»Es schwant mir so etwas.«

»Na also. Ein Mann hier aus der Siedlung tötete seine beiden Brüder und wurde gleich darauf festgenommen; es zeigte sich, daß er geisteskrank war, völlig übergeschnappt. Aber der Bursche muß bei aller Verrücktheit doch auf Draht gewesen sein, denn er brachte es tatsächlich fertig, aus dem Arrest zu entfliehen, und befindet sich noch auf freiem Fuß. Wir hegen den begründeten Verdacht, daß er sich irgendwo hier im Walde aufhält.«

»Ein geisteskranker Mörder hier im Walde? Das klingt nicht gerade beruhigend. Es ist wohl leicht, hier zu verschwinden?«

»Außerordentlich leicht. Das Gelände ist voller Schlupfwinkel. Außerdem liegen ein paar alte Flößerhütten am Fluß entlang; ich habe sie mir gerade heute abend einmal angesehen.«

»Nicht so ungefährlich, wie?«

Braaten schlug sich auf die Jackentasche.

»Ich bin auf dies oder jenes gefaßt. Daß ich Werners Spuren fand, hängt mit dieser Untersuchung zusammen. Ich hatte noch mit ihm gesprochen, als er hinaufzog, und ich warnte ihn davor, allein in der Hütte zu wohnen, bevor dieser Bursche gefangen sei. Er kümmerte sich jedoch nicht um die Warnung, sondern schickte mir am Morgen des 16. August – dem Selbstmorddatum – einen Bescheid, worin er andeutete, daß er das Versteck des Flüchtlings gefunden habe; er bat mich, am nächsten Morgen zu ihm zu kommen; er wollte mit mir reden. Ich folgte der Aufforderung und kam am 17. zur Hütte, aber da war er verschwunden.«

»Er hat dir also mit anderen Worten einen schriftlichen Bescheid gegeben?«

»Ja, seltsamerweise. Er hatte eine Visitenkarte in meinen Briefkasten gelegt, während ich fort war. Es war ja eigenartig, daß er nicht eine Stunde auf mich warten konnte, nachdem er den ganzen langen Weg zur Siedlung gegangen war und er es



für so wichtig hielt, mich zu sprechen. Hätte er es getan, dann wäre vielleicht sein Leben gerettet worden.«

»Es öffnete ihm also keiner, als er bei dir war? Weißt du, ob ihn überhaupt jemand an jenem Vormittag in der Siedlung gesehen hat?«

»Nein. Wieso das?«

»Nun, es wäre ja denkbar, daß... Aber wir werden sehen.«

Der Weg war in dem Maße, wie es bergan ging, immer schwieriger geworden. Der Mond hatte sich einstweilen hinter einer Wolke versteckt, so daß jetzt eine fast ägyptische Finsternis über der Landschaft lag. Mehrmals stolperte ich über lange Baumwurzeln, die sich wie Schlangen über den Weg ringelten. Ich dachte daran, was der Lensmann uns über den geisteskranken Mörder gesagt hatte; ein ruheloses, desperates Wesen, das sich irgendwo drinnen im Düsternwald verbarg. Es war seltsam, wie gerade dies gut zu der Stimmung des Ortes paßte; es lag gleichsam etwas Derartiges in der Luft; ich hatte es gleich gespürt, als wir auf der Station ausstiegen. Nun hatte ich wahrhaftig einen gemütlichen Ferienaufenthalt vor mir!

Angst im Dunkeln ist eine meiner wenigen, aber großen Schwächen aus der Kindheit; nun starrte ich auf das schwarze Walddickicht, wo die verschlungenen Äste immer neue Gebilde entstehen ließen; Medusenköpfe, die plötzlich aus dem Dunkel auftauchten, grinsten mir entgegen und verschwanden dann wieder. Ab und zu war mir auch, als sähe ich ein menschliches Gesicht da drinnen, bleiche, verzerrte Züge, die Physiognomie eines Verbrechers...

Wenn ich noch einige erbauliche Schilderungen dieser Gegend und ihrer Touristenattraktionen zu hören bekomme, so sagte ich mir, dann nehme ich die erste beste handbetriebene Draisine und fahre nach Oslo zurück. Selbst wenn meine Frau sich scheiden ließe und selbst wenn ich für den Rest meines Lebens Bugges boshafte Gelächter hören müßte. Nun langt es

mir.

»Und was hältst du davon, Braaten? Hast du irgendeine Theorie über Werners Selbstmord?« fragte Tann.

»Das ist nicht gut möglich. Ich kannte ihn ja nicht.«

»Du glaubst also nicht an die alte Sage?«

»Nein.« Braaten lächelte. »Ich bin Polizeibeamter; ich glaube nicht an Gespenster.«

Wir machten halt. Wir waren bei einer Rodung im Walde angelangt, einer kleinen freien Lichtung. Am Ende dieser Rodung, dicht unter den Bäumen und gleichsam selbst ein Teil des kalten, brausenden Walddunkels, lag die Daumannshütte.

## **4. KAPITEL**

### ***Worin Braaten Auskünfte erteilt***

Ich war erstaunt, zu sehen, wie groß die Hütte war; ich hatte etwas in der Art eines wurmstichigen alten Holzschuppens erwartet, eine Sennhütte vom üblichen Zwergformat, und nun war es tatsächlich ein kleines Gehöft. Es wirkte massiv, fast majestätisch, wie es so zwischen den Baumstämmen auftauchte; die rissigen, erdgrauen Wände waren mit einer Schicht von Moos und Flechten überwachsen; es erinnerte an einen alten, versteinerten Troll. Unwillkürlich dachte ich an Tanns Bemerkung, daß es in der Volksphantasie zu einem »Dornröschenschloß« geworden sei; so mochten Märchen entstanden sein: ein Mann streifte allein in der Nacht herum; plötzlich hielt er inne vor einem solchen Hause; stand wie gebannt und starrte mehrere Minuten, vielleicht Stunden darauf; so bildete sich in seinem Hirn die Mythe, die Mythe vom verhexten Schloß. Sonja stand da und dachte offenbar dasselbe wie ich. »So ungefähr muß es ausgesehen haben, das Haus der Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel«, sagte sie. »Aber ich kann keine Lebkuchen in den Fenstern sehen.«

»Das Märchen von Bernhard und Sonja interessiert mich mehr«, sagte ich. »Wollen wir hineingehen?«

Wir traten ein. Das Interieur stand teils in einem scharfen Gegensatz zum Exterieur; als wir die Paraffinlampe angezündet hatten, erwies es sich drinnen als richtig gemütlich. Das Haus zeigte alle Merkmale einer kürzlichen Instandsetzung; Decke und Wände waren mit frischen, duftenden Brettern verkleidet und mit lebhafter, und sorglosen Farben gestrichen. Die geräumige Kaminstube war mit verschiedenen Möbeln ausgestattet, die man sonst nicht in Blockhütten zu finden pflegt: ein Schreibtisch in Birkenfurnier, ein paar tiefe, behagliche Ledersessel und mehrere Bücherregale. Außer dieser Stube hatte

das Haus drei kleinere Räume mit je zwei Schlafgelegenheiten, eine altmodische, aber hübsche und appetitliche Küche, einen Boden – außerordentlich niedrig unter dem Dach – und einen winzig kleinen Keller. Auf den offenen Platz führte eine Art Veranda hinaus.

Ich hatte etwas ganz anderes erwartet, etwas geradezu Unheimliches, und ich war freudig überrascht; vielleicht würden diese ›Ferien‹ trotz allem nicht gar so übel ausfallen?

Wir hatten das Gepäck abgestellt, und nach einer ganz oberflächlichen Besichtigung ließen wir uns in der Kaminstube nieder.

»Hier ist es ja richtig gemütlich«, sagte ich, indem ich – meiner Gewohnheit treu – im besten Sessel versank. »Werner hatte Geschmack. Und dies soll also der Tummelplatz von Dämonen sein?«

Tann wühlte in seinem Rucksack und brachte eine stattliche Flasche Aquavit zum Vorschein, die er gerade gegen einen Höchstpreis von irgendeinem infamen Spekulanten erstanden hatte. Sonja, die nur eine Küche in einhundert Meter Abstand zu riechen braucht, um von der großen Häuslichkeit besessen zu werden, begab sich augenblicks zum Küchenschrank und holte Gläser.

»Setz dich und trink eins mit uns«, sagte Tann zu Braaten. »Du kannst uns sicher noch mehr Interessantes erzählen.«

Die Gläser kamen auf den Tisch und wurden der Reihe nach mit dem königlichen Getränk gefüllt. Wir saßen eine Weile und schmatzten nach dem ersten Schluck; der schmeckte wie Oasenwasser für den Wüstenpilger, wie ein kühler Regenschauer nach einer langen Trockenzeit.

Bugge war zuerst mit dem Schmatzen fertig.

»Ich möchte gern etwas mehr über diesen Tore Gruvik hören«, sagte er. »Die alte Geschichte beschäftigt mich. Sie sind ja Tanns Quelle gewesen, nicht wahr, Braaten? Er hat die

Geschichte von Ihnen?»

»Gewiß.« Braaten lächelte ironisch. Offensichtlich kam es ihm reichlich kindisch vor, sich mit diesem Thema zu beschäftigen. »Ich werde Ihnen gern alles sagen, was ich weiß. Planen Sie, eine neue und erweiterte Ausgabe von Grimms Märchen herauszugeben?»

»Vorläufig nicht. Ich bin auch nicht Mitglied des Vereins zur Erforschung norwegischer Volkstumsdenkmäler; mein Interesse leitet sich aus anderen Motiven her. Es waren einige unklare Punkte in der Geschichte, so wie Tann sie darstellte. Woher kann man mit Sicherheit wissen, daß Gruvik diesen Doppelmord wirklich beging? Und wie kann man wissen, daß er danach wahnsinnig wurde und sich in den Blausee stürzte? Das Drama hatte ja, soviel ich verstehe, keinen Augenzeugen, und die Leichen wurden nie gefunden.«

»Die Erklärung ist sehr einfach.« Braatens Gesicht zeigte wieder den Expertenausdruck. »Gruvik hinterließ ein Tagebuch, das ein Geständnis enthielt und eine Erklärung, daß er Selbstmord begehen wolle. Das heißt: dieses Geständnis stand dort nicht mit dünnen Worten; es waren nur einige zusammenhanglose Sätze, ein teilweise unleserliches Gekritzeln, woraus hervorging, daß der Mann geistig völlig zerrüttet war. Dennoch besteht kein Zweifel darüber, daß es sich um ein Geständnis handelt. Das Tagebuch bewahren wir immer noch wie ein altes Kleinod im Archiv auf; Sie können es sehen, wenn Sie wollen. Was die Augenzeugen betrifft – «

»Gab es doch Augenzeugen?»

»Nein; nicht für den Mord; hier können wir uns nur an Gruviks eigene, unklare Worte halten, aber bei seinem Selbstmord gab es – wenn nicht Augen-, so doch jedenfalls Ohrenzeugen. In der Nacht zum 23. August 1831 befanden sich einige Holzfäller zufällig hier im Walde, ganz in der Nähe des Blausees. Plötzlich hörten sie einige scharfe, durchdringende

Schreie vom See her – wie von einem Menschen in höchster Not. Als sie bei dem Gewässer anlangten, war nichts zu sehen. Später entdeckten sie jedoch Spuren, die darauf hindeuteten, daß ein Mann sich hineingestürzt – vermutlich ähnliche Spuren, wie Werner sie hinterlassen hatte.«

»Gruvik schrie also, unmittelbar bevor er sich ertränkte?«

»Offenbar. Es ist wohl nicht so ungewöhnlich, daß Wahnsinnige schreien.«

Es war putzig, zu sehen, wie gefesselt Bugge war. Er pflegt ja sonst die Nüchternheit selbst zu sein, der Mann des Augenblicks und der aktuellen Aufgaben, und nun saß er hier und diskutierte eine uralte, längst erledigte Geschichte mit dem gleichen Interesse, das Ägyptologen gegenüber neuentdeckten Königsgräbern bezeigen.

»Da Sie von diesem alten Mysterium so angetan sind«, fuhr Braaten fort, »kann ich Ihnen ein paar Einzelheiten erzählen, die ich Tann gegenüber sicher noch nicht erwähnt habe. Es handelt sich um die Gespenstergeschichten, die immer noch die große Sensation dieser Gegend sind. Ja, Sie kennen ja diese Mythe von dem tödlichen Sog des Blausees?«

»Gewiß.«

»Und Sie haben gehört, daß Gruvik auf eine so seltsame Weise umgehen soll? Daß niemand bisher sein Schemen gesehen hat?«

»Ja, danke; ich bin im Bilde.«

»Nun denn. Diese Geschichte bedarf eigentlich einer kleinen Ergänzung. Man hat ihn nämlich gehört. Wie Sie sich entsinnen werden, erwähnte ich, daß Tore Gruvik sich am 23. August 1831, also vor fast einhundertfünfundzwanzig Jahren, das Leben nahm. In jedem Jahr soll man nun in der Nacht zum 23. August Gruviks Todesschrei vom See her hören; mehrere sogenannte zuverlässige Leute aus dem Ort behaupten, ihn gehört zu haben.«

»Du hast ihn also nicht selbst gehört?« fiel Tann ein.

»Selbstverständlich nicht. Das ist ja alles Blödsinn, Produkt einer verwirrten Bauernphantasie. Trotz allem bin ich ja schließlich in elektrisch beleuchteter Umgebung geboren und aufgewachsen. Übrigens habe ich mich zu diesem Zeitpunkt des Jahres nicht hier in der Nähe befunden.«

»Die Nacht zum 23. August?« murmelte ich. »Jetzt haben wir die Nacht zum 20. Wir können uns also noch drei Tage darauf freuen.«

Braaten nahm einen neuen Schluck aus seinem Glas und setzte es wieder hin. Seine Hand glitt liebkosend daran herunter.

»Übrigens ist da noch eine drollige Sache, ein kleines komisches Detail, das zeigt, wie verdreht die Leute hier oben sind. Der verstorbene Tore Gruvik hatte durch einen Unfall einmal den linken Fuß verloren; er trug ein Holzbein. Nun gibt es immer noch ›glaubwürdige‹ Leute hier, die behaupten, daß sie die Fußspuren eines Mannes mit einem künstlichen linken Fuß im Wald gesehen hätten; mit anderen Worten die Spuren Gruviks, des ruhelosen Geistes, der verdamnten Seele. Allerdings habe ich nie zuvor gehört, daß verdammte Seelen Fußspuren hinterlassen...«

Ich fand nicht mehr, daß sich dies so unheimlich anhörte. Das eine Glas, das ich getrunken, brannte mir mit einer ruhigen, lebenswürdigen kleinen Flamme im Leibe; langgestreckt lag ich im Sessel und krümmte die Zehen vor lauter Wohlbefinden. Gegen Friedrich Nietzsches Wahlspruch: »Lebe gefährlich!« habe ich immer mit unerbittlicher Konsequenz Bernhard Borges Wort gesetzt: »Lebe gemütlich!«

Braaten blickte Bugge lächelnd an.

»Und nun hoffe ich, daß das, was ich euch erzählt habe, nicht allzu abschreckend auf euch wirkt.«

»Im Gegenteil«, sagte Bugge. »Ich glaube fast, daß ich mich in diese Gegend noch verlieben könnte.«

»Verständlich«, murmelte Mörk. »Sehr leicht verständlich. Resümieren wir: ein Waldsee, der Menschen magisch anzieht, ein unsichtbarer Wiedergänger, der schreit und Fußspuren hinterläßt, ein entwichener, geisteskranker Doppelmörder, der hier verzweifelt im Nachtdunkel herumstreift. Das ist wahrhaftig die passende Atmosphäre für einen Psychoanalytiker.«

Braaten blickte auf seine Armbanduhr.

»Du meine Güte«, sagte er. »Es ist schon halb eins. Ich muß sehen, daß ich vor Sonnenaufgang noch hinunterkomme. Also, bis später.«

Er erhob sich und schritt zur Tür. An der Schwelle wandte er sich noch einmal um.

»Vielleicht ist es am besten, wenn Sie wegen dieses Verrückten die Augen etwas offenhalten. Wenn er hier in der Gegend aufkreuzen sollte, so reden Sie ihm am besten gut zu und versuchen, ihn so lange zu halten, bis Sie mich zu fassen kriegen. Ich glaube nicht, daß er so gefährlich ist, wie es aus meinem Bericht hervorgehen könnte. Aber es kann ja nicht schaden, ein bißchen vorsichtig zu sein...«

Eine Viertelstunde später gingen wir schlafen. Wir waren müde von der langen Fahrt, der Alkohol hatte ebenfalls seine Wirkung getan, kurz: wir hatten just die richtige Bettschwere. Wir verteilten uns einigermaßen rationell auf die zur Verfügung stehenden Räume; Sonja und ich nahmen das Zimmer in Beschlag, das nur mit der Küche in Verbindung stand; Liljan nahm das Nebenzimmer, während Bugge und Tann das dritte der drei kleinen Zimmer nahmen. Mörk legte sich allein in die Kaminstube. Ich fand, es sei ein wenig auffällig, daß Liljan und Tann nicht ein gemeinsames Zimmer nahmen, aber solches soll ja dem Vernehmen nach der Ehe vorbehalten sein, und es ist irgendwie komisch, wenn sich andere in der Nähe befinden. Möglicherweise hatten sie auch die Diskussion im »Dagblad« über »Jugend und Camping« verfolgt und sich zu Herzen



genommen, was »eine gewissenhafte Mutter, die selbst einmal jung gewesen ist«, zu diesem Thema meint.

Sonja hatte sich bereits hingelegt, als ich in die Kojе kroch. Ich lag eine Weile auf dem Rücken und starrte zur Decke hinauf, wo ein Nachtschwärmer vergeblich versuchte, ein Loch einzustoßen und ins Freie zu entkommen.

»Hör mal«, sagte ich, »seit sechs Stunden muß ich schon darüber nachdenken. Ich verstehe eigentlich immer noch nicht, warum wir uns eigentlich hier oben befinden.«

Es kamen einige seltsame kleine Laute von Sonja. Mir war, als ob sie lachte.

»Du verstehst im Grunde wohl überhaupt nicht so sehr viel, Bernhard?«

»Wie bitte? Keine Anzüglichkeiten, kleine Frau! Du solltest dankbar sein, daß du einen so intelligenten Mann wie mich gekriegt hast.«

»Bist du dessen so sicher?«

»Absolut. Ich möchte dich daran erinnern, daß ich mich im letzten Jahre einem Intelligenztest unterzog und bis ins Intelligenzalter dreizehn hinaufkam; das ist gar nicht so übel, wenn du in Betracht ziehst, daß einer unserer hervorragendsten Professoren mit dem Intelligenzalter acht abschnitt.«

»Ich bin stolz auf dich, Bernhard.«

»Aber Liebes; das ist doch nichts...«

»Gute Nacht denn, Manne.«

»Hm. Gute Nacht.«

Es war prachtvolles Augustwetter, als ich am nächsten Morgen erwachte; die milde, freundliche Herbstsonne strömte wie eine weiße Flut durchs Fenster; ein warmer, zitternder Fluß, der schräg durch die taublanke Luft rieselte und in einen kleinen Lichtsee auf dem Flur mündete. Dies in Verbindung mit einem unverkennbaren Kaffeeduft aus der Küche nebenan versetzte

mich in eine lyrische Morgenstimmung. Während ich mich ankleidete, sang ich eine von Rigolettos Arien durch die Wand zu meiner Frau hinüber, die mit dem diensteifrigen Fleiß einer Sklavin am Küchenherd rumorte.

Die unheimliche Stimmung von gestern war wie fortgeweht, als ich mich an den gedeckten Frühstückstisch in der Kaminstube begab; ich konnte mich kaum erinnern, wovon wir gesprochen hatten, Und hatte meine eigenen makabren Reflexionen ganz vergessen. Bugge saß am Kamin, in ein Schreibheft mit steifen Deckeln vertieft. Sein Blick war ganz geistesabwesend; er wirkte, als ob er sich auf ein Problem konzentriere.

»Gott zum Gruß«, sagte ich. »Was machst du denn da?«

Er blickte von dem Buch auf.

»Ich erlaubte mir, eine kleine Razzia in Teddy Werners hinterlassenen Papieren durchzuführen. Und ich habe ein höchst interessantes Dokument gefunden, ein document humain, wie Zola es genannt hätte.«

»Du machst mich neugierig. Was für eine Art Dokument meinst du?«

»Ein Tagebuch.«

»Ein ganz gewöhnliches Tagebuch?«

»Nein, ein höchst ungewöhnliches Tagebuch. Eine merkwürdig kleine Schrift, die auf eine sehr realistische Weise die seelische Katastrophe eines Menschen illustriert, den Sprung in den großen Wahnsinn.«

»Aha; das ist vielleicht eine Kopie des Buches, von dem Braaten gestern sprach? Tore Gruviks hinterlassene Geständnisse?«

»Ulzig, daß du darauf kommst. Nein, dies hier ist etwas neueren Datums. Das ist nämlich Teddy Werners persönliches Tagebuch. Hättest du Lust, es zu lesen?«

»Und ob!«

Ich nahm das Buch und blätterte darin; ich erkannte sofort Werners steife, regelmäßige Handschrift. Das Buch war auf etwa hundert Seiten eng beschrieben.

»Aber das ist ja ein ganzer kleiner Roman. Wo soll ich anfangen zu lesen?«

»Du kannst mit dem 1. August beginnen. Es sind nicht so viele Seiten, aber du solltest sie gründlich lesen. Ich bilde mir nämlich ein, daß sie den Schlüssel zu dem enthalten, was wir mit einem etwas melodramatischen Titel ›Das Geheimnis des Blausees‹ nennen können.«

## **5. KAPITEL**

### ***Worin das Tagebuch eines Irren vorgelegt wird***

Wenn ich hiermit meinen Lesern Teddy Werners Tagebuch vorlege, so geschieht das nicht, weil es sich um eine psychopathische Kuriosität handelt, die geeignet erscheint, ein sensationslüsternes Publikum in Spannung zu versetzen. Auch bin ich nicht daran interessiert, die Eigenarten und exzentrischen Seiten meiner verstorbenen Freunde an die große Glocke zu hängen. Ich tue es allein deswegen, weil Bugge behauptet, daß dieses Dokument die wichtigste Unterlage der ganzen Angelegenheit sei; ohne dieses Tagebuch wäre eine völlige Klärung wahrscheinlich unmöglich gewesen. Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung Bugges – wie so manche andere – ziemlich unverständlich ist. Ich habe diese Blätter, dieses »Fragment eines magischen Lebens« mehrmals gründlich durchgelesen, bin aber zu dem Ergebnis gekommen, daß es im großen und ganzen nur zusammenhanglose und sinnlose Phantasien, ja teils reine Delirien sind. Daß dergleichen eine Bedeutung haben soll, ist mir unbegreiflich. Aber man soll ja niemals seines eigenen Urteils allzu sicher sei, daher überlasse ich also die »Akte« der Öffentlichkeit, so daß der Leser, wenn er will, seinen eigenen psychologischen Scharfsinn auf die Probe stellen kann. Teddy Werner hat das Wort:

1. 8. Reiste heute zur Hütte hinauf. Unterwegs goß es in Strömen aus dem graublauen Himmel; Bella und ich waren völlig durchnäßt, als wir ankamen. Ich gehe gern bei solchem Wetter durch den Wald; die Natur kommt einem plötzlich viel näher. Der frische, würzige Duft der nassen Bäume ist herrlich; so muß die Erde in der Urzeit gerochen haben, die jungfräuliche Erde!

Die Hütte ist jetzt nach der Instandsetzung behaglich und

wasserdicht geworden, eine wirkliche Prachthütte; es war trotz allem ein Segen, unter Dach zu kommen und sich der triefenden Kleider zu entledigen. Seltsamerweise kommt es mir so vor, als ob die Möbel anders stünden, und es sieht tatsächlich so aus, als ob irgend jemand kürzlich sich mit Teilen des Inventars zu schaffen gemacht hätte. Aber es kann ja unmöglich jemand während der Zeit meiner Abwesenheit hier gewesen sein; die Tür war abgeschlossen, die Fenster sind verriegelt, und keine Spur eines Einbruchs ist zu sehen. Also ist es wohl nur pure Einbildung.

Verbringe den ersten Abend in anregender Gesellschaft mit meinen Büchern. Lese Flauberts prächtiges Konzentrat der Antike: »Die Versuchung des heiligen Antonius.«

2. 8. Unternahm heute einen Streifzug in den Wald und wurde traurig enttäuscht. Man hatte mir erzählt, daß es hier zu dieser Jahreszeit von Auerwild wimmle. Aber dieser Wald wirkt ja völlig ausgestorben, von allem Lebenden verlassen. Es ist seltsam, ich habe hier nicht einmal einen einzigen Singvogel entdeckt – und das Anfang August! Kein munteres Zwitschern in den Baumkronen, kein Morgenkonzert der Singdrossel. Es ist immer nur eine einzige Vogelstimme, die ich ständig höre, bald weit entfernt, bald ganz in der Nähe; ich habe den Eindruck, daß es immer derselbe Vogel ist – er schreit. Vermutlich handelt es sich um eine Krähe, obwohl ich nie zuvor eine Krähe sich auf diese Weise habe äußern hören; dies ist ein tieferer, wilderer Laut, wie von einem angeschossenen Tier. Ich habe sie übrigens noch nicht gesehen, obwohl ich mich danach umgetan habe. Sollte ich sie zu Gesicht bekommen, so werde ich sie abknallen; sie irritiert mich.

Bella hat sich heute merkwürdig aufgeführt; sonst pflegt sie vor Lebenslust und Jagdeifer zu strotzen, wenn sie mich auf solchen Märschen begleiten darf. Diesmal war sie jedoch merkwürdig zahm; sie trottete meist mit hängenden Ohren neben mir her und legte auffallend wenig Interesse an den Tag.

Ein paarmal versuchte ich, sie vorweglaufen und in der Gegend herumschnüffeln zu lassen, aber sie wollte einfach nicht. Sie wünschte offensichtlich, sich in meiner Nähe zu halten – warum, weiß ich nicht. Sie muß offenbar krank geworden sein, obwohl ihr auf der Herreise nichts anzumerken war.

Wenn ich wieder in die Stadt komme, werde ich sie von einem Tierarzt untersuchen lassen.

3. 8. Auch heute Regen, halte mich fast den ganzen Tag im Hause auf. Bekam wieder Dantes »Divina Commedia« in die Hände, wahrscheinlich das einzige Buch der Welt, das das Adjektiv »göttlich« im Titel verdient. Dantes Wanderung ist ein geniales Gleichnis; es ist die Wanderung des Menschen selbst durchs Dasein, durch Inferno, Fegefeuer hin zum Paradies, zur Erlösung:

Doch vor mir Beatrice stand, die Reine, ich schaute sie dem Tiere zugewandt, das zwei Naturen in sich faßt wie eine.

Sie schien verschleiert jenseits dort am Strand weit mehr ihr früh'res Selbst zu überwinden, als damals sie die anderen überwand.

Ich griff bei dieser Gelegenheit auch nach Strindbergs »Inferno«. Ich weigere mich, zu glauben, daß Strindberg jemals geistesgestört war. Die »Mächte«, von denen er schreibt, wirken nicht wie Gespenster aus dem Hirn eines Wahnsinnigen; er erlebte sie völlig klar und wach; wenn man diese leidenschaftliche Beichte liest, versteht man, daß solche Mächte existieren müssen – objektiv! Irgendwo sitzt jemand und spielt mit den Menschen, zieht sie an unsichtbaren Fäden, spielt mit ihnen wie mit den Puppen eines Marionettentheaters.

Was besagt das überhaupt: verrückt sein? Heißt das nicht, daß man feinere und empfindsamere Nerven hat als andere Wesen, daß man ganz neue seelische Fähigkeiten entwickelt hat, seelische Antennen, kurz: daß man in einer Welt sieht, in der alle anderen blind sind? Vielleicht ist der Wahnsinnige ein

Durchbruchsphänomen, der erste lose skizzierte Entwurf zu einem neuen Menschentyp, einer neuen Gattung auf Erden?

4. 8. War heute wieder im Wald und wurde aufs neue enttäuscht. Man möchte glauben, es habe dort die Pest unter den Vögeln gehaust; wo sind sie nur geblieben? Ein Ergebnis hatte mein Streifzug jedenfalls: ich bekam die Krähe zu Gesicht, ein großes, schwarzes Biest, eine der größten und häßlichsten Krähen, die ich je gesehen.

Sie kam plötzlich aus dem Dickicht geflattert und flog direkt über meinen Kopf hinweg, während sie die ganze Zeit mit ihrer heiseren, knarrenden Stimme schrie; die plumpen Schwingen peitschten die Luft unter sich zu Schaum. Sie hat etwas seltsam Menschliches an sich, etwas gleichzeitig Ohnmächtiges und Herausforderndes, etwas Haßerfülltes; ich fand sie abscheulich. Als ich sie auf zehn Meter Abstand hatte, riß ich die Flinte ans Kinn und gab ihr eine Salve. Die mußte getroffen haben, denn es schlug ihr eine volle Schrotladung entgegen, doch sie fiel nicht, sondern flatterte weiter, wieder in den Wald hinein und warf mir von dort aus höhnische Schreie zu. Ja, sie verhöhnte mich tatsächlich! Aber wart' nur, mein Freundchen, wir werden dir noch den Garaus machen; du verpestest die Luft hier im Wald, ich werde dir noch eine Patrone spendieren.

Auch heute führte sich Bella seltsam auf, doch war sie nicht wie gestern apathisch und desinteressiert, sie wirkte einfach verängstigt. Mehrere Male blieb sie ruckartig stehen, stemmte die Beine steif von sich und witterte mit ihrer langen, schmalen Schnauze. Die Augen starrten groß und blank geradeaus; es war Angst darin, die instinktive Angst des Tieres. Ich mußte sie an der Leine zerren, um sie weiterzubekommen, da winselte sie; sie wollte nicht weiter. Ich versuchte, der Richtung ihres Blickes zu folgen, aber da war nichts zu sehen; ich sichtete nur den Waldsee, der blaugrün im matten Sonnenlicht schimmerte.

5. 8. War heute vormittag zum Blausee hinüber; ein seltsames kleines Gewässer, trübe und schlammig natürlich wie all solche

stehenden Waldseen, doch hat es einen merkwürdigen Farbton, der unweigerlich die Vorstellung von Tiefe erweckt, einer fast schwindelerregenden Tiefe, es ist einem, als ob man in den Weltraum selbst hineinstarrt. Vielleicht stimmt es, daß solche Seen etwas Magnetisches an sich haben, etwas Saugendes; man hat das Gefühl, daß mächtige Wirbel tief, tief unter der unbeweglichen Oberfläche kreisen, Sogwirbel. Es erinnert an jenes Gefühl, das man hat, wenn man hinter einer sicheren Brüstung steht und in einen Wasserfall hinunterblickt; hineinblickt in die rasenden, wirbelnden Wassermassen. Plötzlich bekommt man Lust, sich über das Geländer zu schwingen, man ist versucht, sich selbst zu überrumpeln, blitzschnell zu handeln und impulsiv dem kontrollierenden, bremsenden Bewußtsein zuvorkommen, einen einzigen, seligen, verzweiferten Sprung in das Schreckliche...

Lese den »Heiligen Antonius« am Nachmittag. Aber ich bin nicht sonderlich dazu aufgelegt; immer wieder muß ich das Buch aus der Hand legen und in der Stube hin und her gehen. Bella liegt in der Ecke und starrt mich mit ihren blanken, aufmerksamen Hundeaugen an. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich fühle mich auf einmal so unruhig und rastlos. Es ist, als hätte ich irgend etwas ins Blut bekommen.

6. 8. Fühle mich heute ruhiger; litt gestern wohl nur an einer vorübergehenden Unpäßlichkeit. Sollte es möglich sein, daß diese alte Sage mich so beeindruckt hat? Während ich heute abend las, ertappte ich mich plötzlich dabei, daß ich die Buchstaben nicht mehr aufnahm, ich lag da und phantasierte, dachte an Tore Gruvik. Aber als ich mir dessen bewußt wurde, verscheuchte ich es augenblicks aus meinen Gedanken. Wie hatte Tann sich noch an jenem Abend bei Borge ausgedrückt? Er sagte wohl so etwas wie: ich solle »meine Nerven auf die Probe stellen«.

Nerven?

Na ja.



7. 8. Ich bringe es nicht mehr fertig, Strindberg zu lesen; seine grotesken Visionen gehen mir auf die Nerven; das ist ein Monstrum von einem Buch; das reibt mich noch völlig auf, wenn ich damit fortfahre. Es ist etwas Krankhaftes an solcher Literatur, die einen seelischen Knoten schlägt, ohne ihn wieder aufzulösen. Dantes »Divina« ist ein Buch, zu dem man immer wieder zurückkehren kann; sie ist wie ein Gewitter, hat aber auch eines Gewitters reinigende Eigenschaften; sie ist wie ein wilder, schäumender Strom, der sich in einen stillen, klaren See ergießt; sie mündet in Frieden, Harmonie und Reinheit...

8. 8. Eine sonderbare Unruhe ist über mich gekommen. Als ich von meinem Vormittagsausflug zurückkehrte, fiel mir auf: es ist *jemand hier gewesen*. Es war genau das gleiche Gefühl, das ich hatte, als ich am ersten Tage zur Tür hereinkam, aber diesmal bin ich ganz sicher.

Irgend etwas ist verändert worden; ich kann nicht genau sagen, was, aber ich bin überzeugt, daß irgend jemand an meinen Sachen herumgefingert hat. Ist wirklich ein Mensch hier drinnen gewesen? Fenster und Tür waren verschlossen. Wenn ein Mensch sich gerade in einem Zimmer aufgehalten hat, so kann man oft eine eigenartige geringe Wärme in der Luft spüren, Blutwärme, eine Ahnung von etwas Lebendem. Aber in dieses Zimmer war plötzlich eine neue Kälte, eine fremde Luft gekommen.

Ich stand ein paar Sekunden wie angegossen und ließ den Blick über die verschiedenen Gegenstände des Raumes schweifen. Mir fielen einige kleine Risse auf der Tischplatte auf; ich konnte mich nicht entsinnen, sie je zuvor gesehen zu haben; sie glichen den Spuren einer kleinen Klaue. Da begann Bella auf einmal heftig zu bellen; sie bellte zum Dach hinauf; ihre Augen blickten starr nach oben, und ihr Schwanz peitschte wie rasend auf den Boden.

Ich blickte empor. Es war nichts im Zimmer zu sehen. Da nahm ich die Flinte unter den Arm und ging hinaus.

Draußen auf dem Schornstein saß die Krähe. Sie saß gänzlich unbeweglich, fast wie ausgestopft, und starrte mich an. Die schwarzen Federn wirkten seltsam glanzlos, ja rußig, als wenn sie gerade aus dem Schornstein herausgekommen sei; sie schrie nicht, sie starrte mich nur mit einem kalten, stechenden Blick an; sie hatte Menschaugen. Ich wurde von rasender Erbitterung gepackt, riß das Gewehr an die Wange und feuerte zwei Patronen, eine aus jedem Lauf, auf sie ab. Der Schrot knallte gegen den Schornsteinrand, aber auch diesmal wurde der Vogel nicht getroffen. Er lüftete seine großen, unförmigen Schwingen, machte einige hackende Bewegungen in die Luft und glitt dann wie ein schwarzer, sausender Schatten zwischen die Bäume.

Habe ich sie also zum zweiten Male gefehlt und diesmal auf sechs bis sieben Meter Abstand! Ich begreife nicht, was mit mir los ist. Ist es möglich, daß meine Hand so unsicher geworden ist?

9. 8. In der Nacht wurde ich mehrmals von Bellas Unruhe geweckt; sie konnte offenbar nicht schlafen; unablässig bewegte sie sich; ein paarmal hörte ich ihre Pfoten auf dem Flur. Gegen drei Uhr wurde ich von einem kräftigen und anhaltenden Knurren aus dem Schlaf gerissen; ich setzte mich auf und entzündete ein Streichholz. Sie stand angespannt an der Tür; knurrte etwas an, was sich in diesem Augenblick direkt vor der Haustür befand. Ich stand auf; ich war nicht richtig wach; meine Augen waren entzündet und fast blind vor Schläfrigkeit, doch machte ich Licht und ergriff die erste beste Waffe, die ich finden konnte, einen Stock. Ich rief, doch niemand antwortete. Dann stieß ich die Tür auf und ging hinaus. Niemand war draußen; alles war still; ein milder Nachtwind flüsterte in den Baumwipfeln, zart wie ein Muschelbrausen. Ich rief noch einmal und hörte den Laut meiner eigenen Stimme durch den Wald rollen. Aber niemand antwortete.

Der Teufel hole diesen Hund. Ich fange wirklich an, mich

über Bella zu ärgern. Sie macht mich nervös; wenn sie so weitermacht, werde ich vielleicht genötigt sein, sie zu erschießen.

Am Vormittag bekam ich wieder die Krähe zu Gesicht, aber diesmal flog sie ihres Weges, bevor ich Zeit hatte, ihr eine Ladung zu geben. Sie hat mich jetzt wohl kennengelernt und möchte nichts mehr riskieren. Übrigens machte ich eine seltsame Entdeckung: *der Vogel hat nur ein Bein*; das rechte Bein fehlt. Vielleicht traf ich ihn doch mit dem ersten Schuß? Ich weiß nicht recht, aber mir ist eben ein wunderlicher Gedanke gekommen. Mir fiel ein, was der Lensmann mir über Tore Gruvik erzählt hat: daß ihm der rechte Fuß fehlte. Das hat ja an sich hiermit nichts zu tun; es ist nur eine Assoziation, ein lächerlicher und sinnloser Gedankensprung; ich verstehe nur nicht, warum mich das so sehr beschäftigt; ich habe den ganzen Tag daran gedacht...

10. 8. Hatte heute nacht einen seltsamen Traum. Mir träumte, ich stände am Ufer des Blausees; es war eine Mondnacht. Ich blicke auf eine Lilie, die auf der Wasserfläche dahintreibt. Sie ist schimmernd rein; sie hat des Mondes kühle und vollkommene Weiße; sie ist wunderschön. Während ich so stehe und sie betrachte, von ihrem Anblick bezaubert, gleitet sie langsam unter eine hohe Tanne, die am Ufer wächst; sie neigt sich schräg über das Gewässer und wirft ein schwarzes Spiegelbild ins Wasser. In dem Augenblick, wo die Lilie in den Schatten des Baumes gerät, beginnt sie zu welken; die schönen, weißen Blütenblätter rollen sich langsam ein, schrumpfen, werden grau und unrein. Indem dies geschieht, verspüre ich einen wilden, unwiderstehlichen Drang, vom Ufer hinunterzuspringen, die Blume zu ergreifen und mit ihr auf den Grund zu sinken. Schließlich stürze ich mich hinein – ein herrlicher, wahnsinniger Sprung –, ergreife die Lilie, fühle das Wasser über meinem Kopf zusammenschlagen, merke, wie ich versinke, gleite hinab in ein wohliges, bläuliches Dunkel...

Am Vormittag gehe ich zum See hinaus, sitze dort fast zwei Stunden, blicke ins Wasser hinab. Ich weiß nicht, warum ich das tue; es ist eine Stimmung, ein Einfall, eine unbezwingbare Lust. Ich komme in einen schlafartigen Zustand, eine Art Narkose, während ich so sitze; die Umrisse der Welt verschwinden; ich sehe nur mein eigenes Spiegelbild tief unten im blaugrünen Wasser flimmern. Ist es gefährlich, in einen solchen See hinabzustarren? Sagt nicht ein altes Wort, daß man nicht im Walde stehenbleiben und sehen solle? Bleibt man einen Augenblick zu lange stehen, so bekommt man Pan zu sehen, und wer Pan sieht, wird wahnsinnig.

Ich muß mich mit Gewalt der Verzauberung entreißen; mein Körper ist mir wie fremd und leblos; ich gehe im Eilmarsch zur Hütte zurück und koche mir eine Tasse starken Kaffee. Morgen will ich mich zu Hause halten und den ganzen Tag lesen. Es war ja mein Plan, die ersten Wochen vor Beginn der Jagdsaison mit Lesen zuzubringen.

11. 8. Auch heute nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Mir träumte, ich stünde auf einem Zug, draußen auf der Plattform; zur Station führt ein langer, schmaler Landweg, den ich überblicken kann. Plötzlich sehe ich eine Frau auf diesem Weg herbeigelaufen kommen; sie wird verfolgt; ihr Gesicht zeigt alle Zeichen des Schreckens; der Verfolger holt auf. Ich weiß nicht, wer sie ist, rufe aber, einer Eingebung folgend, ihren Namen: »Beatrice.« Sie erblickt mich und kommt auf mich zugelaufen; ich setze meine ganze Willenskraft ein, daß sie den Zug erreichen soll, bevor sie eingeholt wird. Und im letzten Augenblick kommt sie an; ich reiche ihr die Hand und ziehe sie auf die Plattform hinauf; sie sinkt mir todmüde zu Füßen; gleichzeitig beginnt der Zug zu fahren.

... Ein unbegreiflicher Trieb hat sich in mir entwickelt, eine ungeheuerliche Begierde, ein Impuls, wie ich ihn ähnlich nie zuvor erlebt habe. *Ich muß mich mit aller Gewalt zusammennehmen, um nicht zum See hinauszugehen.* Ich

schließe die Haustür ab, stecke den Schlüssel in die Tasche und zwingen mich, still mit einem Buch im Bett zu liegen. Bella geistert rastlos durch den Raum, sicherlich fühlt sie, daß mit ihrem Herrn etwas nicht in Ordnung ist. Was ist es, das mich da draußen ansaugt? Ich habe Kopfschmerzen, mein Körper brennt wie von einem heimlichen Fieber; ich verspüre eine unbändige Lust, zur Tür zu gehen, sie aufzuschließen und auf einen Augenblick hinauszugehen. Aber ich bin Gott sei Dank charakterfest. Ich will nicht hinausgehen. Ich will nicht!

12. 8. Sagte ich charakterfest? Heute bin ich hinausgegangen. Ich konnte mich nicht länger beherrschen; es war unmöglich; ich *mußte* gehen. Auch heute sitze ich stundenlang da und blicke ins Wasser hinunter, empfinde eine tiefe und schmerzliche Wollust; es ist, als ob ich einem abscheulichen Laster nachgebe und gleichzeitig ein phantastisches Experiment durchführe. Ja, es ist, als ob ich mit heimlichen, unbekannten Kräften experimentiere, Kräften jenseits von Leben und Tod; es ist, als ob ich an einen mächtigen Vorhang rühre, an den Schleier vor dem letzten Rätsel, Mayas Schleier!

Wie ich so sitze, höre ich, wie sich die schweren Flügelschläge eines großen Vogels nähern; ich höre ihn über mir in der Luft, ohne seinen Schatten über das Wasser dahingleiten. Er läßt sich auf einem der Bäume auf der anderen Seite des Sees nieder; ich blicke nicht auf, aber ich weiß, daß es die Krähe ist, sie sitzt dort drüben und starrt mich an, blickt mich an mit ihren bösen Menschaugen; ich weiß es, ich weiß es...

Da geschieht das Entsetzliche.

Das Spiegelbild unter mir beginnt seine Gestalt zu wandeln. Der Körper verändert sich, wird breiter, robuster; die Arme werden länger, affenartig; die Gesichtszüge verwischen sich und erhalten langsam neue Konturen: hohe Backenknochen, eine niedrige, tierische Stirn, die von den Brauen schräg zurückfällt, ein Mund mit schmalen, grausamen Lippen. Ein roter Bart bedeckt die untere Gesichtshälfte, schießt flammend aus Kinn

und Wangen hervor. Und der Fuß! – der eine Fuß fehlt, der rechte; das Bein endet ein Stück unterhalb des Knies; statt dessen ist da ein Holzstumpf.

*Das bin nicht mehr ich, der hier sitzt und hinunterstarrt!*

Da entringt sich meiner Brust ein Schrei, das ist wie eine Explosion; ich erhebe mich und laufe, laufe zum Hause zurück, wild vor Entsetzen; meine Beine versagen unterwegs den Dienst; ich falle und erhebe mich wieder, laufe weiter; das Herz schlägt wie eine Axt gegen die Rippen.

Hinter mir höre ich die Krähe; sie ruft nach mir, höhnisch.

13. 8. Ich habe gerade durchgelesen, was ich in den letzten Tagen geschrieben; ich muß verrückt gewesen sein; ich verstehe mich selbst nicht mehr. Aber heute war ich bei klarem Verstande, und ich habe heute meinen Entschluß gefaßt: ich reise morgen wieder in die Stadt zurück. Ich kann nicht länger hierbleiben; ich muß fort von hier, heraus aus diesem Walde; heute abend will ich meinen Rucksack packen.

Ich habe das Gefühl, mich in einer Festung zu befinden, wenn ich hier so sitze und zum Fenster hinausblicke. Irgendwo da draußen im Walde liegt der Feind, der unsichtbare Feind; er liegt ruhig da und wartet; er bewacht mich; ich bin belagert. Aber ich werde ihn um seine Beute betrügen; ich werde einen blitzschnellen Rückzug durchführen; morgen reise ich; ja, ich reise!

14. 8. Nein, ich kann nicht reisen. Er hat mich durchschaut; er hat meinen Plan erfaßt; *er will mich nicht durchlassen*. Gleich, als ich heute morgen zur Tür hinausging, hörte ich draußen vom Waldrand einen heiseren Vogelschrei; es war die Krähe; sie gab das Alarmsignal. Seht, er versucht zu entkommen! schrie sie. Haltet ihn! Und ich fühlte, wie mir irgend etwas den Weg versperrte; ich vermochte nicht einen Schritt in der richtigen Richtung zu gehen, den Weg zur Siedlung; nur in eine Richtung vermochte ich mich fortzubewegen: *zum Waldsee hin!*

Bella winselte und wollte mich davonzerren; ich schwankte; es wurde mir schwarz vor Augen; das Blut stürmte wie in Sturzseen durch mich hindurch; wenn ich noch einige Sekunden dort draußen stehengeblieben wäre, dann weiß ich nicht, was geschehen wäre. Ich mobilisierte meine letzten Kraftreserven, sprang wieder ins Haus, zog Bella mit hinein und verschloß die Tür.

Nein, ich kann nicht reisen. Den ganzen Tag hin ich im Zimmer hin und her gegangen, rastlos wie ein Gefangener in seiner Zelle. Ich sehe, wie sich der Wald wie ein Eisenring um mich legt; die Zweige flechten sich ineinander; sie bilden ein Gitter, einen Ring, der dichter und dichter wird; ich bin eingesperrt: keine Hoffnung auf ein Entkommen.

15. 8. Ja! Ich weiß es: er ist hier im Zimmer; er ist jetzt hier, in diesem Augenblick. Ich sehe ihn nicht, aber ich fühle ihn; ich spüre seinen gefrorenen Atem, ich höre sein totes Herz hämmern. Das Wasser trieft von seinem Gesicht, fällt in zähen, grünen Tropfen auf seine Kleidung nieder; seine Augen liegen wie schwärende, offene Wunden unter der niedrigen Stirn; sie stieren mich an; sie haben die Farbe des Sees; ja, es sind die Augen des Sees! Er flüstert mir durch die weißen Lippen zu. Ich tötete mich, flüstert er. Ich tötete mich am 23. August...

Ich schiebe es von mir, indem ich unablässig laut mit mir rede; ich führe eine Konversation mit mir selbst über irgendeinen lächerlichen Gegenstand, die letzten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, Wetteraussichten, Kartoffelpreise, Gott weiß was. Ich muß mit jemandem reden; ich halte es nicht aus, länger allein hierzubleiben; ich muß einen lebenden Menschen sehen, einen Menschen von Fleisch und Blut; diese schreckliche Einsamkeit macht mich wahnsinnig, ja, wahnsinnig!

16. 8. drei Uhr nachmittags.

Heute überrumpelte ich ihn, ich entkam ihm! Stand heute

morgen früh auf, und ohne den Rucksack zu packen, ohne gefrühstückt zu haben, nur eben angekleidet, ging ich hinaus und begann, den Weg hinunterzulaufen; ich war blind, taub; nahm nichts wahr, lief nur immer fort – mehrere Kilometer, ohne innezuhalten. Und ich schaffte es! Die Besessenheit verließ mich, ich kam hindurch; nach eineinhalbstündigem abwechselndem Lauf und Eilmarsch war ich in der Siedlung. Ich ging direkt zu Lensmann Braatens Haus; er ist der einzige, den ich hier am Ort kenne; außerdem hat er gute Nerven, ein beruhigendes Wesen; ihn wollte ich aufsuchen.

Er war nicht daheim. Während ich vor dem Hause stand und wartete, wurde mir das Lächerliche der Situation bewußt. Was hatte ich getan? War ich nicht wie ein erschreckter Hase davongelaufen – von meinem Gepäck, Hund, Gewehr und allem? Was bin ich eigentlich für ein Kerl? Braaten wird mir direkt ins Gesicht lachen.

Und dann mußte ich noch an etwas anderes denken: *Ich hatte ja mein großes Experiment verraten!* Stand ich nicht unmittelbar vor einem unfäßbaren Geheimnis? Hatte ich nicht neulich an den Schleier gerührt, hatte ich nicht einen Blick in die verborgene Welt getan, war ich nicht ein Vorposten an der Grenze des unbekannten Landes? Warum sollte ich mich also jetzt zurückziehen? Bin ich vielleicht ein Feigling?

Ich steckte eine Karte in den Briefkasten; ich brauchte irgendeinen Vorwand, ihn zu bitten, morgen zu mir heraufzukommen; vielleicht würde ich dann seiner Nähe bedürfen. War es ein Zeichen der Schwäche? Gewiß. Aber ich ging jedenfalls zurück, ja, ich ging nach der Hütte zurück!

Ich habe keine Angst mehr; ich bin mutig wie ein Schlafwandler, ich weiß mich auf jede Möglichkeit vorbereitet, was auch kommen möge. Soll ich den Kampf vielleicht nicht aufnehmen? Gegen das dort draußen?

Nein, ich bin kein Feigling.



Am Abend, dreiundzwanzig Uhr.

Ich hätte nicht zurückgehen sollen; Herrgott, ich hätte dort unten bleiben sollen! Nun hat er mich in seiner Gewalt. Nun gibt er mich nicht mehr frei; er hat seine Wache verschärft; die Krähe sitzt direkt über mir auf dem Schornstein; durch den Rauchfang kann ich den kratzenden Laut ihres einen Fußes hören; der scharrt an den Steinen; haha, nun hat er mich!

Er steht in der Tür; ich merke, daß er in der Tür steht; er blickt mich an, kalt, unerbittlich; oh, dieser Blick! Unbeweglich steht er dort im Schatten, den Arm erhoben; er zeigt in den Wald hinein, zeigt zum See. Das Wasser trieft von ihm herab, zäh, schleimig, wie von verborgenen, abscheulichen Drüsen.

Ich kann nicht länger widerstehen – das Blut wird dunkel in mir – vor meinen Augen bewegen sich Schatten – , nein, ich kann nicht – kann nicht. Warum?

Warum soll ich widerstehen?

Ich muß wissen, was geschieht – dort unten im Dunkel – , wenn es sich über mir schließt – ich muß dorthin gehen – zum See – den Sprung tun – den Sprung – ja!

Mein großes Experiment?

Ich komme...

## **6. KAPITEL**

### ***Worin Sonja schwimmen geht***

Werners Tagebuch ging reihum; wir lasen es einer nach dem anderen, und es machte unleugbar einen recht starken Eindruck auf uns. Besonders Liljan war, wie zu erwarten stand, stark davon berührt; ich bemerkte, daß sie beim Lesen immer blasser wurde; als sie das Buch schließlich aus der Hand legte, war sie fast aschgrau im Gesicht. Ihr Blick flatterte hilflos im Zimmer herum; ihre Lippen waren blutleer, sie zitterten; sie wirkte, als ob sie fröre. Sie tat mir aufrichtig leid; es war ja ein schwerer Schlag für sie gewesen, das mit dem Bruder, und nun bekam sie noch obendrein diese groteske Beschreibung der Katastrophe.

Sonja, die ein ebenso netter und mitfühlender Mensch ist wie ich (sie hat Kinder gern und füttert die kleinen Vögel jeden Tag), legte beruhigend ihren Arm um Liljans Schulter und führte sie hinaus auf die Veranda. Es war deutlich zu sehen, daß sie frische Luft brauchte. Wir anderen blieben eine Weile sitzen und blickten einander an.

»Nun«, sagte Bugge schließlich, »was haltet ihr davon?«

»Wenn ich meine Meinung sagen soll, so finde ich es ziemlich schauerlich«, sagte ich. »Das ist ja nicht eben eine aufmunternde Lektüre. Es erinnert mich an eine jener Schauergeschichten von Poe oder Hanns Heinz Ewers. Ich hatte nicht geglaubt, daß es Menschen gibt, denen derartiges wirklich passiert.«

»Ich finde diese Schrift höchst interessant«, erklärte Mörk. »Ich würde sie gern ungekürzt in die nächste Nummer der ›Geißel‹ aufnehmen, wo ich das Ich in seinem Verhältnis zu den bösen Geistern zu behandeln gedenke. Übrigens ist es lange her, seit ich etwas so Hervorragendes gelesen habe wie dies; es ist etwas Russisches in dieser Schilderung; man denkt unwillkürlich an Andrejew. Ich möchte daran erinnern, was ich

in meinem Artikel ›Die russische Todesdichtung im 19. Jahrhundert‹ geschrieben habe...«

»Das hat doch, weiß Gott, nichts mit der Sache zu tun«, unterbrach Bugge scharf. »Du bist nicht hierher gekommen, um den Doktorgrad für die Behandlung des Themas ›Die literarischen Vorbilder der Selbstmorde‹ zu erlangen. Ich möchte lediglich wissen, ob ihr etwas in diesem Tagebuch gefunden habt, etwas Auffallendes, was uns dem Verständnis näherbringen kann.«

Ich überlegte.

»Ja«, sagte ich. »Eins ist mir aufgefallen. Diese Träume, die Werner aufgezeichnet hat, haben eine auffällige Ähnlichkeit mit den Träumen deines anonymen Patienten. War vielleicht Teddy Werner dein Patient? Interessierst du dich deshalb so -?«

Ich hielt inne, als ich Bugges Gesichtsausdruck bemerkte. Er sah mich mit einem Blick an, der klar und deutlich sagte: Halt's Maul! Ich sah ein, daß ich einen Schnitzer begangen hatte, indem ich dies hier in Gegenwart der anderen erwähnte; Bugge nimmt seine Diskretionspflicht sehr ernst, und nun hatte ich es fertiggebracht, ihn als eine Plaudertasche bloßzustellen. Es trat eine peinliche Pause von einigen Sekunden ein, in der ich das deutliche Gefühl hatte, daß ein Engel durchs Zimmer ginge. Da erhob sich Tann von seinem Platz. Er hielt das Tagebuch aufgeschlagen vor sich.

»Ich möchte gern eine kleine Hypothese vorbringen«, sagte er. »Es ist möglich, daß sie etwas seltsam klingt.«

»Nun?« Bugge blickte neugierig zu ihm auf.

»Ich bin der Auffassung, daß es nicht unser verstorbener Freund war, der den letzten Teil dieses Tagebuches geschrieben hat.«

»Wer sollte es sonst gewesen sein?«

»Derjenige – Mann oder Frau –, der ihn ermordet hat.« Tanns

Stimme war fest. Und er hatte denselben Glanz im Blick, den Archimedes damals gehabt haben muß, als er aus der Badewanne sprang. »Diese Seiten sind geschrieben worden, um Werners Selbstmord wahrscheinlicher zu machen und damit alles zu der alten Sage paßt. Jeder von uns, der Werner kannte, weiß, daß er einen solchen überspannten Blödsinn nicht verbrochen haben kann.«

Bugge warf einen anerkennenden Blick auf seinen Freund.

»Du hältst also an deiner Mordhypothese fest. Ich kann dir wirklich meine Hochachtung nicht versagen, Tann; ich glaube, du könntest ein großer Wissenschaftler werden; du hast die Neigung des Genies, für jedes Problem die absolut unwahrscheinlichste Erklärung zu finden. Wie willst du eigentlich deine Theorie unterbauen?«

»Sehr einfach.« Tann legte das Tagebuch vor Bugge auf den Tisch. »Zunächst fällt auf, daß eine Reihe von Blättern herausgerissen ist, da, wo der Monat August beginnt. Am 1. August reiste Werner ja zur Hütte hinauf; und es ist doch auffällig, daß gerade hier einige Blätter fehlen. Dann die Handschrift. *Die ist im August nicht die gleiche wie im Juli!* Die Ts und die Ds haben sich nach dem 1. August verändert, ebenso die Fs und Rs; ihr seht die Abweichungen besonders deutlich, wenn ihr die Schrift auf den letzten Seiten mit der Schrift im ersten Teil vergleicht. Die Nachahmung von Werners Handschrift ist gut, aber nicht gut genug. Die Fälschung läßt sich von einem geübten Auge erkennen; das, was Werner selbst im August geschrieben hat, wurde herausgerissen und durch das ersetzt, was ihr soeben gelesen habt.«

Bugge blätterte im Buch hin und her und betrachtete die Schriftzeichen durch eine Lupe, die Tann ihm geliehen hatte. Ein paarmal schüttelte er den Kopf und runzelte die Stirn. Schließlich blickte er auf.

»Du bist deiner Sache ganz sicher?«

»Vollkommen.« Tann lächelte kleidsam bescheiden.  
»Graphologie ist mein Spezialfach als Kriminologe.«

»Versuchen wir einmal, deine Theorie zusammenzufassen. Du meinst also, ein Mörder kommt hier in finsterner Nacht herauf, tötet Werner und seinen Hund, eignet sich kurzfristig eine fremde Handschrift an, dichtet in aller Eile eine Novelle à la Poe, geht zur Siedlung hinab und hinterläßt einen geheimnisvollen Brief, zieht Werners Schuhe an und trägt die Leiche fort zum See, wo er sie hineinwirft, um dann selbst einen Sprung in die Luft zu tun und zu verschwinden; die Fußspuren hörten ja, wenn ich mich recht entsinne, am Ufer des Sees auf. Das also wäre deine Erklärung, nicht wahr?«

»So ungefähr«, bemerkte Tann trocken. »So ungefähr, lieber Freund.«

»Nick Carter«, rief Mörk aus und hob den Blick anklagend zum Himmel. »Du großer Gott. Nick Carter muß sich ja im Grabe umdrehen.«

In diesem Augenblick steckte Sonja den Kopf zum Fenster herein. »Wollen wir uns nicht einmal den See anschauen?« sagte sie. »Ich bin so gespannt darauf, ihn zu sehen.«

Wir gingen in den Sonnenschein hinaus und schlenderten alle sechs in bedächtigem Tempo den Weg entlang. Der Wald ringsum wirkte auch am Tage dunkel und wild; es drang nur ein recht spärliches Licht zwischen den hohen Stämmen durch. Ich habe mir einmal erzählen lassen, daß alle Menschen der Erde auf Bornholm Platz finden könnten, aber dann müssen sie vermutlich so dicht stehen wie die Bäume im Düsternwald.

Doch hing ein hoher und flimmernder Augushimmel über uns; die Luft hatte noch des Sommers weiches Aroma und war erfüllt von Vogelgezwitscher und dem liebenswürdigen Summen der Insekten; selbst die Lektüre von Werners makabren Schilderungen hatte mich nicht in der Auffassung erschüttert, daß es ein herrlicher Tag war.

»Ich verstehe nicht, wie Werner schreiben konnte, daß es hier keine Vögel gäbe«, sagte ich. »Es wimmelt ja doch von Singvögeln. Andererseits sehe ich mich vergeblich nach der Krähe um – diesem Spukvogel, der seiner Aussage nach der einzige hier im Walde sein sollte.«

»Das beweist ja gerade, was ich gesagt habe: daß das Tagebuch eine Fälschung ist«, erklärte Tann. »Diese Beschreibungen sind ja nur darauf berechnet, den Leser durch ihre Unheimlichkeit zu frappieren. Selbstverständlich hat Werner entdeckt, daß es hier Singvögel gibt. Und selbstverständlich hat er nie eine solche Gespensterkrähe gesehen.«

»Hütet euch vor allzu voreiligen Schlußfolgerungen«, wandte Bugge ein. »Ich bin durchaus nicht so sicher, daß dieses Tagebuch gefälscht ist – trotz eines Sachverständigengutachtens. Es liegt eine merkwürdige innere Logik in dieser Darstellung, wie er langsam vom Waldsee – vom Wahnsinn angesogen wird –, eine Logik, die mich glauben macht, daß wir es mit durchaus echten Aufzeichnungen zu tun haben. Das wird auch gerade durch solche Einzelheiten wie diese gestützt, daß er keinen lebenden Vogel hörte oder sah, sondern nur einen Gespenstervogel, eine unverletzliche und unsterbliche Krähe mit einem Bein – Tore Gruvik in Tiergestalt.«

»Nun finde ich aber, du fängst an, okkult zu werden. Oder willst du dich vielleicht etwas näher erklären?«

»Sehr gern. Aus Werners Schilderungen geht hervor, daß seine Sinneseindrücke anders als unsere waren; er hat etwas anderes gehört und gesehen als wir. Alles deutet darauf, daß er im Laufe dieser Wochen wahnsinnig geworden ist. Und kann man erwarten, daß ein Geisteskranker dieselben Sinneseindrücke, das gleiche Bild der Wirklichkeit hat wie wir Normalen? Keineswegs. Ein Psychopath wird immer ein ganz anderes Bild haben; die Phantasie wird seine eigentliche

Wirklichkeit sein, die Außenwelt hingegen nur eine Kulisse, ein Hintergrund. Selbstverständlich haben sich die Dinge nicht objektiv so ereignet, wie es das Tagebuch beschreibt. Aber sie haben sich subjektiv so ereignet, in seinem eigenen Kopf, in seiner Phantasie. Denkt nur daran, wie wir selbst die Welt im Fieberzustand zum Beispiel erleben. Was ist Halluzination, und was ist echter Sinneseindruck? Letzten Endes ist doch die Seele unsere einzige Wirklichkeit.«

»Das ist Blasphemie, wenn ein Materialist es wagt, einen solchen Ausdruck zu gebrauchen«, konstatierte Mörk. »Das ist, wie wenn ein Kellner sich über Michelangelo ausläßt.«

Mörk hatte schon mehrfach Miene gemacht, sich in die Diskussion einzuschalten, war aber gegenüber Bugge und Tann nicht zu Worte gekommen. Nun mußte er reden.

»Deine ganzen Ausführungen zeigen ja, daß du nichts vom Leben der Seele, vom Leben des Geistes verstehst«, fuhr er fort. »Du nennst dich Tiefenpsychologe mit dem gleichen Recht, mit dem sich ein Badegast Meeresforscher nennt; du verzapfst da einen Haufen unvergorenes Zeug über Psychopathie und Sinneseindrücke und Halluzinationen; das hört sich an wie ein Vortrag für Gymnasiasten des naturwissenschaftlichen Zweiges, lauter wirklichkeitsferne Abstraktionen, leere wissenschaftliche Formeln, die überhaupt nichts aussagen. Warum nicht die Dinge beim rechten Namen nennen? Warum nicht Werners eigene Erklärung annehmen: daß er von einem bösen Geist besessen ist?«

»Bedaure«, sagte Bugge. »Aber die Wissenschaft muß sich den bösen Geistern gegenüber vorläufig ablehnend verhalten. Wir müssen leider auch davon absehen, an die Heintzelmännchen zu glauben.«

»Da haben wir's!« rief Mörk triumphierend. »Ihr glaubt nicht einmal an die Heintzelmännchen. So weit ist also die Wissenschaft mit ihrer Sterilisierung der Begriffe gekommen, so

arm macht sie uns. Nicht genug damit, daß sie Gott und Satan abschafft, nicht genug damit, daß sie das Universum entseelt; sie rottet auch noch den letzten Rest von Menschlichkeit aus; sie schafft die Heinzelmannchen ab! Und sie verlangt, daß man an ihre eigenen, völlig phantasielosen Konstruktionen glauben soll, diese kindischen Hirngespinnste über die Welt als modernes mechanisches Spielzeug mit Uhrwerk und Zahnrädern. Nein, ihr könnt eure Wissenschaft für euch behalten, meine Herren. Ich unterschreibe Nils Kjärs vortreffliche Definition der Wissenschaft: »Einige alte Bezirksärzte, die sich über Materialismus unterhalten.««

»Du glaubst mit anderen Worten, daß Werner wirklich von Tore Gruviks Geist besessen war?« fragte ich – und versuchte, es ein wenig ironisch zu sagen, so daß es nicht allzu naiv klingen sollte.

»Selbstverständlich. Sollte es wirklich möglich sein, daß ein denkender Mensch – ich sage: ein denkender Mensch – nicht an Geister glaubt? Schlag einen beliebigen modernen Roman auf, tauch unter in diesem Pfuhl von Trieben, von schmierigen Instinkten, von schwarzer Magie, Hexensabbaten und Walpurgisnächten – du wirst überall besessene Menschen finden. Sie sind von bösen Geistern und Dämonen besessen – richtigen Dämonen, so wie du sie auf den Bildern des Mittelalters finden kannst; damals war man nämlich in der Auffassung der Wirklichkeit realistisch – sie sind besessen, sage ich, weil sie kein Ich haben, keine Macht in sich, die dem Übel widerstehen kann; die Erde öffnet sich unter ihnen, und sie stürzen in den Abgrund wie Korah und seine Rotte im Vierten Buch Mose. Das ist der Weg, den Teddy Werner gegangen ist, er war ein Kind der Zeit des Kulturtodes...«

Wir hatten den See erreicht. Er lag wie ein ovaler, blaugrüner Spiegel, von Bäumen eingerahmt; die Wasserfläche war völlig still und machte den Eindruck von etwas gänzlich Leblosem; hier und dort schwammen einige Seerosen mit einem seltsam



gefrorenen, versteinerten Ausdruck; sie glichen Eisblumen an der Fensterscheibe. Am Ufer entlang waren vereinzelte erdbraune, verrottete Baumstumpfe zu sehen, verschlammte Äste ragten aus dem blaßgrünen Schilf wie die Finger eines ertrunkenen Waldtrolls. Ein kalter Lufthauch schlug von dem glatten Wasserspiegel empor, eine Kältesäule, die sich senkrecht in die warme Herbstluft erhob; es war, als käme man plötzlich in eine andere Jahreszeit.

Wir standen auf einem kleinen Absatz, etwa einen Meter über der Wasseroberfläche – ein kleiner vorspringender Steilhang, vermutlich die Stelle, wo der Lensmann Werners Fußspuren gefunden hatte. An anderen Uferstrecken war offensichtlich auf einige Meter hinaus Grund; dort wuchs das Schilf dicht und üppig wie ein Amazonasdschungel. Als ich so stand und ins Wasser hinunterblickte, bekam ich eine Ahnung von dem, was Werner beschrieben hatte: dem Sog, dem unsichtbaren Maelstrom, der dort unten irgendwo kreiste. Ich erschauerte unwillkürlich; eine kleine Kältewelle durchströmte mich; dort in der Tiefe lag ja er, unser Freund; hier hatte er sich hineingestürzt; hier hatte ein wilder, unfäßbarer Impuls ihn ins Dunkel hinuntergezogen.

Ich hob den Blick und wurde zufällig Liljan gewahr, die neben mir stand. Ihr Anblick erschreckte mich. Sie sah aus wie ein Medium in Trance, eine Hypnotisierte; sie blickte mit verglasten Augen starr vor sich hin, den Mund halb geöffnet. Ich packte ihren Arm; er war steif; die Muskeln waren wie im Krampf angespannt und zitterten.

»Liljan!« sagte ich. »Bist du krank? Fehlt dir etwas?«

Es war, als ob sie plötzlich erwachte. Im Laufe einer Sekunde war der merkwürdige, schlafwandlerhafte Ausdruck von ihr gewichen; schamvoll schlug sie die Augen nieder, als ob sie sich auf frischer Tat bei etwas Verbotenem ertappt fühle. Ich hatte das Gefühl, als ob ich als einziger sie in diesem Zustand gesehen hätte. Sie war einen Augenblick abwesend gewesen und jetzt in

die Wirklichkeit zurückgekehrt. Wo war sie gewesen? Eine unheimliche Ahnung bemächtigte sich meiner. Vielleicht war dies der Zustand, den Werner erlebt hatte? Hatte er vielleicht so ausgesehen, als er...

Liljan lachte – etwas mühsam, schien mir.

»Nein«, sagte sie. »Mir fehlt nichts. Nur daß – da ist etwas, was – ja, da ist etwas so Komisches.«

»Was ist das für ein Unsinn, Liljan? Du bist auffallend blaß.« Tann legte den Arm um sie. »Was ist so komisch?«

»Ihr werdet es nur lächerlich finden.«

»Durchaus nicht. Heraus mit der Sprache!«

»Ich habe nur so ein Gefühl. Ich habe das Gefühl, daß – «

»Nun, was?«

*»Daß ich hier schon einmal gewesen bin.«*

Diese Worte kamen ganz einfach und leise, aber sie hatten einen merkwürdig fremden Klang, den Klang von etwas Unwirklichem, Unbekanntem: Es war, als sei sie verwundert, sich etwas Derartiges sagen zu hören.

»Aber du bist doch noch nicht hier gewesen? Mit deinem Bruder etwa?«

»Nein, ich war hier noch nie. Und trotzdem ist mir so; das ist eben das Seltsame; ich finde mich hier zurecht – die Bäume dort drüben – der verrottete Baumstamm, der schräg aus dem Wasser ragt – die fünf Seerosen, die einen Halbkreis bilden – ja, ich kenne das alles; ich verstehe es nicht – «

»Du bist nur etwas nervös«, sagte Tann und drückte sie fester an sich. »Die Sache mit deinem Bruder hat dich aus dem Gleichgewicht gebracht. Außerdem hast du wohl schon ein ähnliches Gewässer gesehen; ich kann jedenfalls keinen Unterschied bei derartigen Waldseen feststellen. Gibt es übrigens nicht etwas, was man als ›fausse reconnaissance‹ bezeichnet – daß man sich einbildet, etwas schon vorher erlebt

zu haben? Ich meine, so etwas in Schjelderups Lehrbuch der Psychologie gelesen zu haben, damals, als ich dann beim Examen durchrasselte.«

Ich bemerkte, daß Bugge Liljan beobachtete. Er betrachtete sie mit einem seltsam blinzelnden Blick, sein Gesicht hatte den analytischen Ausdruck bekommen; so pflegt er Menschen anzusehen, wenn sie ihn interessieren. Ich selber besitze leider keine Menschenkenntnis, aber ich fand immer, es müsse etwas an den Menschen sein, für die Bugge sich interessiert. Und nun fiel mir plötzlich auf, daß an diesem Mädchen wirklich etwas Seltsames war, etwas Rätselhaftes; ich hatte sie bisher für ein ganz gewöhnliches Wesen gehalten, ohne ernste Kulturinteressen, Jazz und Seidenstrümpfe ausgenommen. Früher stach sie immer sehr von ihrem exzentrischen Bruder ab; sie war ebenso wohltuend nichtssagend und banal wie irgendein beliebiges anderes Mädchen ihrer Vorstadtherkunft und Erziehung. Aber nun hatte sie eine neue Dimension erhalten; sie war interessant geworden; es war, als ob sie eine neue Schicht ihrer selbst freigelegt hätte, und dennoch war noch etwas da, was sie verbarg; sie hatte ein Geheimnis...

Ich blickte mich nach Sonja um und entdeckte zu meinem Erstaunen, daß sie verschwunden war. Es zeigte sich, daß sie einen kleinen Abstecher in den Wald unternommen hatte: eine halbe Minute später kam sie unter den Bäumen herausspaziert – im Badeanzug. Der Körper meiner Frau verträgt die kritischste Analyse, sowohl mit wie ohne Badeanzug; es war außerordentlich ansprechend, ihre schlanken, weichen Venuslinien vom letzten Modell umschlossen zu sehen. Nichtsdestoweniger war ich ein bißchen erschrocken, meine Frau so plötzlich und unerwartet als Waldnympe auftreten zu sehen.

»Du großer Gott«, rief ich aus. »Was ist denn in dich gefahren? Gedenkst du, dich lieber gleich zu ertränken, oder bist du nur Exhibitionistin geworden?«

»Ich habe immer davon geträumt, einmal in einem solchen Trollsee zu baden«, sagte Sonja. »Und nun will ich wahrhaftig probieren, was für ein Gefühl das ist.«

Sie trat auf den Absatz vor und machte Miene zu einem Kopfsprung.

»Du hast wohl einen kleinen Mann im Ohr«, sagte ich. »Wenn dich das Gespenst nicht auf den Grund zieht, dann bekommst du auf jeden Fall einen Krampf; solche Gewässer haben nie mehr als vier Grad Celsius. Übrigens haben wir doch ein Bad zu Hause.«

Sonja antwortete nicht; sie machte eine plastische Bewegung, einen weichen kleinen Sprung und verschwand kopfüber in der Tiefe. Es bildete sich ein Kranz von grünem Schaum hinter ihr; zähe, trübe Blasen barsten an der Oberfläche; es war, als wenn man Selter in ein Glas Absinth gießt. Da, wo sie getaucht war, entstand ein kleiner Wirbel, ein Maelstrom; die Blasen wurden unerbittlich von einem Loch im Wasser eingesogen; ein Halm wurde auch eingefangen; da kippte er überende und wurde hinuntergezogen ins Dunkel. Komisch, daß ich solche Einzelheiten bemerkte. Wenn man in der rechten Stimmung ist, dann sieht man oft etwas Neues und anderes in den Dingen, etwas Symbolisches.

Meine Frau schwimmt wie ein Delphin, und am meisten Spaß macht es ihr, unter Wasser zu schwimmen. Nun blieb sie lange fort, beinahe eine halbe Minute; ich begann, mich um sie zu ängstigen. Aber endlich tauchte ihr blonder Kopf dreißig bis vierzig Meter vom Ufer entfernt auf.

»Herrlich!« rief sie und winkte mit einem nassen Arm.

»Wohl bekomm's«, rief ich zurück.

Bugge wandte sich an mich.

»Ich glaube, du hast ziemliches Glück bei der Wahl deiner Frau gehabt«, sagte er. »Sie hat eine Reihe vortrefflicher Eigenschaften, die du nicht besitzt. Sie ist unter anderem

mutig.«

»Ach nein«, sagte ich beleidigt. »Wenn das etwas mit Mut zu tun hat, dann habe ich immerhin zu Hause oft eine kalte Dusche genommen.«

»Auch ich bin der Meinung, daß Sonja eine mutige Frau ist«, sagte Tann lächelnd. »Wenn ich es auch versuchen wollte, so würde ich wie ein Stein sinken. Ich kann nämlich nicht schwimmen.«

»Kannst du nicht schwimmen?«

»Nein, leider. Ich muß wohl an dem Tag in der Schule gefehlt haben, als wir es lernten.«

Sonja kam wieder ans Ufer geschwommen; sie kraulte; die geschmeidigen Arme machten weite, beherrschte Züge; sie schoß wie ein Torpedo an der Wasseroberfläche hin. Während ich so dastand und ihr entgegensah, wurde mir plötzlich bewußt, daß etwas an dem war, was Bugge sagte. Dies war kein gewöhnlicher Badeplatz, kein idyllischer Strand mit Grammophonmusik und behaglichen Schären im Hintergrund. Das war kein gewöhnliches Wasser, darin sie schwamm, sondern eine fremde Flüssigkeit, ein neues und gefährliches Element: dies war der See der Toten. Sonja hatte Mut – das war just das rechte Wort.

Wenn ich hätte malen können, so dachte ich, wäre dies ein prachtvolles Motiv gewesen. Der Kontrast zwischen Leben und Tod: eine Frau allein in einer völlig öden Landschaft; eine Frau, die in einem Waldsee schwimmt; da ist eine Art Wesen, das sie umgibt, ein amorphes, geleeartiges Wesen ohne Form und Konturen. Das umklammert sie mit nassen Polypenarmen, klebt sich an die warmen, weißen Glieder, will sie fangen, sie unbeweglich machen, sie töten. Aber sie überwindet den Widerstand, gleitet vorwärts; sie spielt mit dem Feind; es ist das Spiel des Lebens mit dem Tod. Die Frau und der Tod – war es nicht dieses Motiv, um das die alten Maler unablässig kreisten?

Sonja war wieder ans Ufer gelangt; ich reichte ihr eine Hand und zog sie herauf.

»Nicht so übel«, sagte sie und schüttelte das Wasser von sich ab. »Aber es war ein bißchen kalt.«

Es war ihr deutlich anzumerken, daß es kalt gewesen war. Sie klapperte mit den Zähnen, und ihr Körper strahlte gleichsam kleine Kältewellen aus. Ich machte mich daran, sie warmzumassieren.

»Du wirst dich solcher Schwimmbäder künftig enthalten«, sagte ich streng. »Ich beabsichtige nicht, Witwer zu werden, bevor du alt und häßlich geworden bist.«

Wir gingen einige Minuten später zur Hütte zurück. Es wurde lebhaft über dies oder jenes gesprochen; Mörk und Bugge waren sich wieder in die Haare geraten, aber ich hörte nicht, was gesagt wurde. Nachdem ich am See gewesen, fühlte ich mich nicht mehr so munter und wohlaufgelegt; ich hatte etwas von der Stimmung in Werners Tagebuch erlebt. Konnte wirklich ein Zweifel an seiner Echtheit bestehen?

Es war, als hätte eine kräftige Hand mich plötzlich an der Brust gepackt und aus dem Gleichgewicht geschüttelt. Nicht was ich selbst beim Anblick des Waldsees erlebt hatte, war daran schuld, sondern was ich in jenem einen Augenblick in Liljans Gesicht gelesen. Dieser Ausdruck hatte mich erschreckt; es war etwas Anormales und Unmenschliches darin, etwas Totes und gleichzeitig grotesk Lebendiges; es war gleichsam ein Blick in eine ganz andere Wirklichkeit. Und was hatte sie gesagt? »Ich habe das Gefühl, als sei ich hier schon einmal gewesen.« Es wirkte so verteuftelt unheimlich, als sie diese Worte sagte.

Wieder kam mir der Gedanke, in die Stadt zurückzureisen. Ich ahnte, daß irgend etwas geschehen würde, etwas, das jenseits unserer Macht stand; warum also sich nicht bei guter Zeit zurückziehen? Hatten wir übrigens einen Grund, hierzubleiben? – War dies nicht ein völlig sinnloses Unternehmen? Aber ich

wußte, daß ein solcher Vorschlag mit Verachtung zurückgewiesen würde. Und gleichzeitig verspürte ich ein gar nicht so geringes kitzelndes Gefühl der Neugier. Auch das kannte ich aus Werners Tagebuch; ich entsann mich seiner Worte – es waren die Worte für meine eigene Stimmung. Irgendein unfaßbares Geheimnis lag vor uns, noch von einem Schleier verhüllt. Wer an einen solchen Schleier rührt, kann nicht mehr entkommen; er muß bleiben, wo er ist, muß auf sein Schicksal warten.

Und ich hatte bereits an den Schleier gerührt.

## **7. KAPITEL**

### ***Worin ernstlich etwas geschieht***

Ich habe gerade durchgelesen, was ich bis jetzt geschrieben, und sehe ein, daß ich meinen Lesern herzlich wenig fürs Geld geboten habe. In einem spannenden und gut komponierten Kriminalroman muß ja der erste Mord wenn nicht unten auf Seite 2, so doch auf jeden Fall oben Seite 3 kommen, und dann müssen die Todesfälle Schlag auf Schlag folgen wie Perlen auf einer Schnur. Ein Kriminalroman zu vier Kronen darf unter keinen Umständen weniger als vier Morde enthalten, was den Leser eine Ausgabe von einer Krone pro Mord kostet. Aber in diesem Buch hier sieht es schlimm aus. Wir befinden uns bereits auf Seite 79, und vorläufig hat erst eine Person das Zeitliche gesegnet – und dabei ist es nicht einmal sicher, daß es sich um ein Verbrechen handelt. Ich sehe ein, daß sich der Käufer genept vorkommen muß.

Ich bedauere, daß ich eine solche Darstellung des Stoffes gewählt habe, aber es war notwendig. Das, was mit uns in diesen Tagen geschah, ereignete sich nicht plötzlich; es war etwas, was sich langsam entwickelte; es kam nach und nach. Abgesehen davon, daß Werner verschwand, gab es im Anfang keine äußeren Begebenheiten; das einzige, was wir erlebten, war eine unmerkliche Veränderung unserer Stimmung; wir wurden gewissermaßen darauf vorbereitet, daß etwas geschehen würde, etwas Unabwendbares. Jedenfalls empfand ich das so.

Das erste eigentliche Ereignis, die erste phantastische Begebenheit trat in dieser Nacht ein, die nun kam, in der Nacht zum 21. August.

Im Laufe des Tages unternahm Tann eine systematische Untersuchung der ganzen Hütte, während wir anderen uns hauptsächlich als Zuschauer betätigten; soviel ich weiß, fand er nichts von Interesse. Gegen Nachmittag ergriff er die Initiative



zu einer gründlichen Erkundung der Umgegend. Bugge und ich begleiteten ihn, während Liljan und Sonja zurückblieben, um das Abendessen vorzubereiten. Mörk lehnte es ab, mitzukommen; er sei immer dagegen gewesen, Indianer und Trapper zu spielen, sagte er; er zog es vor, dazubleiben und eine Analyse der Bibliothek vorzunehmen.

Wir fanden einen schmalen Pfad, der nach Osten führte, einen engen Spalt durch den Wald; er führte zu dem kleinen Fluß. Ich hatte mich noch nicht an das Rauschen dieses Flusses gewöhnt; ein Soldat kann sich an den Geschützdonner der Front gewöhnen, doch gibt es gewisse Geräusche, mit denen man sich einfach nicht vertraut machen kann. Dies hier war ein pfeifendes, böses Geräusch, wie wenn eine Schlange sich durchs Gras windet. Und auch das fließende Wasser hatte etwas so Unfrisches, etwas so Schleimiges an sich; es erinnerte an das Wasser des Blausees. Es war seltsam, wie hier oben gleichsam alles miteinander verwandt war, ein gemeinsames Gepräge des Abstoßenden hatte...

Wir folgten dem Ufer ein Stück hinauf und standen ein paar Minuten später vor einer kleinen Hütte, einer der kleinen Buden, von denen Braaten gesprochen hatte. Diese hier war uralt, sicher beträchtlich älter als unsere eigene Residenz, die ja nicht gerade von gestern war. Das Dach war mit vergilbtem, mehrere Dezimeter hohem Gras bedeckt, und die Wände waren fast schwarz, nicht von Farbe, sondern vom Alter. Ich versuchte, durch eine Art Fensterscheibe hindurchzublicken, aber sie war fast völlig undurchsichtig, mit geologischen Schichten Staubes bedeckt.

»Dies ist ja der reine Altertumsfund«, sagte ich. »Gehört eigentlich nach Bygdöy, in unmittelbare Nähe des Osebergsschiffes.«

Tann versuchte, die Tür zu öffnen. Erst schien sie abgeschlossen zu sein, aber dann ging sie plötzlich auf, ruckweise, in kreischenden Angeln. Wir blickten in einen kalten

und kahlen, kleinen Raum, der in einem fast greifbaren Dunkel lag, so, als ob eine graue Gardine vor dem Fenster hinge. Wir stiegen über die Türschwelle und traten ein. Ich bekam sogleich einen klebrigen Schleier von Spinnweben ins Gesicht, fluchte laut und wischte es ab. Bugge lachte.

»Fast wie der Einbruch in eine ägyptische Grabkammer«, sagte er. »Hüte dich vor Pharaos Rache!«

Draußen war es bereits schummerig geworden, nur wenig Licht fiel in den Raum; es war schwierig, etwas hier drinnen zu sehen. Tann nahm eine Taschenlampe hervor und schaltete sie ein; ein kräftiger Lichtkegel glitt über den holperigen, morschen Holzflur. Er blieb auf einigen Ästen und Zweigen haften, die in der einen Ecke aufgestapelt waren. Tann ging dorthin und beugte sich nieder; er wühlte etwas in dem Haufen hin und her und zog schließlich einen Ast hervor und etwas, das sich als eine alte Handsäge erwies, die dunkelbraun von Rost war. Er stand still und betrachtete seinen Fund fast eine Minute lang.

»Nun?« sagte Bugge ungeduldig.

Tann blickte auf.

»Es ist ganz kürzlich jemand hier drin gewesen.«

»Wirklich? Woraus schließt du das?«

»Diese Säge hat frische Stellen im Rost. Und der Ast ist erst neuerdings durchgesägt worden. Sieh selbst. Die Schnittfläche ist frisch.«

Bugge warf einen oberflächlichen Blick auf das, was Tann ihm zeigte.

»Sehr gut möglich. Es ist ja erst gestern jemand hiergewesen. Unser Freund, der Lensmann – «

»Geht sicher nicht in der Gegend herum und sägt Äste durch. Und Holzfäller sind hier in letzter Zeit auch nicht gewesen.«

»Aha, ich verstehe. Dann bleibt nur noch eine Möglichkeit. Der Mörder ist hiergewesen, nicht wahr? Der Mörder war es,

der diesen Ast durchgesägt hat, um sich eine Keule, eine Mordwaffe zu machen. Mein Kompliment, Sherlock Holmes, Ihre deduktive Fähigkeit ist unvergleichlich.«

Tann beachtete die Ironie seines Freundes nicht.

»Jawohl. Es ist höchstwahrscheinlich, daß hier ein Mörder gewesen ist. Das einzige Wesen, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß es sich hier im Walde befindet, ist nämlich ein Mörder. Und sogar ein geisteskranker Mörder.«

Ich fuhr unwillkürlich zusammen, als Tann dies erwähnte. Ich hatte ja ganz vergessen, was Braaten uns erzählte – daß wir diesen Menschen in der Nachbarschaft hatten! Einen geisteskranken Mörder, einen geisteskranken Selbstmörder – Gott; bewahre mich, in was für ein Milieu bin ich geraten...

Ich hatte einen Einfalt.

»Wäre es nicht denkbar, daß dieser entwetzte Verbrecher etwas mit Werners Tod zu tun hat?« fragte ich.

Tann wollte gerade etwas sagen, hielt aber plötzlich inne. Ein Zweig knackte draußen gerade vor der Hauswand.

Wir standen einige Augenblicke mäuschenstill und blickten uns an. Dann brach Bugge das Schweigen.

»Das ist vermutlich irgendeiner von den anderen, der uns gefolgt ist«, sagte er.

Ich lief, Tann hinter mir her, hinaus. Es war niemand da. Aber die Rückwand der Hütte grenzte unmittelbar an das Walddickicht, und eben von dorthier war das Geräusch gekommen.

»Hallo«, rief ich. »Sonja! Liljan! Mörk! Hallo!«

Niemand antwortete. Es war nichts zu hören als das zarte Waldesrauschen und der unreine, durchdringende Ton vom Fluß.

Tann zuckte die Achseln.

»Das ist wohl nur ein Tier gewesen«, murmelte er. »Ein Hase

oder dergleichen.«

Aber seinem Gesicht konnte ich anmerken, daß er dessen nicht so sicher war. Und ich selbst war von etwas anderem überzeugt. Da war ein großer Zweig durchgebrochen worden, und ein schweres Wesen hatte daraufgetreten. Das war keine Hasenpfote, das war ein Menschenfuß gewesen.

Wir besuchten noch zwei weitere Hütten, die weiter oben standen, bevor wir uns wieder nach unten auf den Weg machten. Beide sahen ungefähr wie die erste aus und waren offenbar als Werkzeugschuppen verwendet worden, möglicherweise auch als primitive Unterkünfte für Holzfäller. Nichts war an diesen Orten zu finden, außer einigen abgebrannten Streichhölzern, die, wie Tann mit Kennermiene erklärte, dort seit mehreren Jahren gelegen haben mußten.

Auf dem Rückweg schlug Tann vor, daß wir uns auch die von Braaten erwähnten Höhlen ansehen sollten; er hatte einige davon am Flußufer entdeckt; sie waren ganz klein und zum Teil mit Gras und Moos getarnt, aber groß genug, damit ein Mann bequem hineinkriechen konnte. Bugge lehnte ab; er habe genug für heute, sagte er; gewiß sei er seinerzeit Mitglied der Pfadfinderbewegung gewesen, aber die Höhlen müßten auf ein andermal warten. Außerdem habe er plötzlich einen so unwiderstehlichen Appetit auf das Abendessen bekommen...

Während wir hinunterspazierten, versuchte ich, mir Werners Bild ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich war im Grunde nie recht klug aus ihm geworden; er gehörte zum in sich gekehrten Typ, und sein Leben hatte sozusagen auf einer ganz anderen Ebene gelegen als mein eigenes. Im großen und ganzen hatte er sympathisch gewirkt, ich mochte ihn gern. Was war das übrigens für ein seltsames Gerede, mit dem Mörk am Vormittag gekommen war? Daß Werner den bösen Mächten nicht habe widerstehen können, weil er kein Ich habe? In der Regel verstehe ich keinen Muck von dem, was Mörk sagt; ich muß mit Gyldendals Fremdwörterbuch dasitzen, um seinen Monologen

folgen zu können. Von einem war ich jedoch heimlich überzeugt: Tann irrte sich, Werner war nicht getötet worden – jedenfalls nicht von einem lebenden Wesen.

»Findest du eigentlich Motive für deine Mordtheorie?« fragte ich Tann. »Es will mir immer noch nicht in den Kopf, daß es jemandem einfallen könnte, einen Menschen wie Werner umzubringen.«

»Sag das nicht. Oft sind gerade die harmlosesten Menschen die begehrtesten Mordobjekte. Übrigens war Werner durchaus nicht so harmlos.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, daß er Eigenschaften hatte, die – ja, die ziemlich abstoßend waren. Nicht allein abstoßend übrigens. Sie waren teils geradezu abscheulich.«

»Was sagst du da? Welche Eigenschaften?« Ich starrte ihn verwundert an.

»Er war unter anderem – na ja, man muß wohl etwas Pietät zeigen. Wenn nicht den Toten, so doch den Lebenden. Ich bin ja mit seiner Schwester zusammen.«

»Mochtest du ihn nicht?«

»Nein, weiß Gott nicht.«

Das Gespräch hatte eine überraschende Wendung genommen. Tann war mit einemmal in Aufregung geraten; sein Gesicht war rot geworden, und er hatte die Hände geballt. So hatte ich ihn noch nie erlebt.

»Aber nun hör mal« – mein Interesse war erwacht –, »mag sein, daß Werner unsympathische Seiten hatte; dann muß ich sie halt übersehen haben; ich kenne in dieser Welt keine anderen unsympathischen Menschen als Finanzbeamte und Kellner. Aber um ihn zu töten, dazu gehört doch etwas mehr, nicht wahr? Ich habe zum Beispiel noch keinen Kellner ermordet, obwohl ich gestehen muß, daß ich mir einen in Bloms Restaurant dafür

vorgemerkt habe.«

Ich suchte nach einem Gedankenexperiment. Und fand es.

»Wäre es zum Beispiel denkbar, daß einer von uns hier oben ein Motiv hätte, ihn zu töten?«

Es entstand eine spürbare Pause, nachdem ich diesen Satz gesagt. Tann schien nicht darauf eingehen zu wollen.

»Nun, was meinst du?«

»Werner äußerte sich, soviel ich weiß, einmal herabsetzend über die ›Geißel‹, warf Bugge ein. »Dann hätte also Mörk ein Motiv.«

Offenbar machte es Bugge Spaß, Tanns Theorie ins Lächerliche zu ziehen. Aber Tann faßte die Bemerkung anscheinend als ernstgemeint auf.

»Mörk?« sagte er. »Ist ja drollig, daß du ausgerechnet auf Mörk kommst. Hat ihn eigentlich jemand von euch in der Zeit vom 1. bis 16. August gesehen?«

Bugge schüttelte den Kopf. Ich überlegte.

»Nein«, räumte ich ein. »Wieso denn? Du meinst doch nicht...?«

»Ich meine gar nichts. Ich rechne nur mit einigen Möglichkeiten.«

Tann hatte immer noch diesen auffallenden Gesichtsausdruck. Seine Stimme wirkte auch etwas fremd. Bugge zog eine Zigarette aus der Tasche und entzündete sie mit einer lässigen Bewegung.

»Wenn Mörk zum Mörder werden sollte«, sagte er, »so glaube ich, daß er es vorziehen würde, einen modernen Romanschriftsteller zu ermorden. Sigurd Hoel zum Beispiel. Oder Aksel Sandemose. Oder warum nicht Bernhard Borge?...«

Wir trafen Sonja, die mit zwei Eimern angeschleppt kam; sie war am Fluß gewesen und hatte Wasser geholt. Ich half ihr ritterlich tragen, und wir blieben etwas hinter den anderen

zurück. Ich sah gleich, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

»Du, Bernhard«, sagte sie. »Ich fange tatsächlich an, etwas ängstlich zu werden.«

»Ängstlich? Weshalb?«

»Wegen Liljan. Sie ist nicht mehr die alte. Sie ist ja ganz außer sich.«

»Wirklich? Ja, sie fiel mir schon auf dort drüben am See heute vormittag. Sie ist allerdings etwas nervös gewesen. Und dann der Tod ihres Bruders.«

»Aber es ist nicht nur das, Bernhard. Da ist noch etwas anderes. Etwas ganz Neues. Ich fühle, daß sie geradezu von etwas bedroht wird, genau wie sie bei Teddy das Gefühl hatte. Weißt du, ich habe wirklich Angst, daß ihr etwas passiert.«

»Unsinn. Was sollte ihr denn passieren? Hier, wo sie mit uns zusammen ist. Du bist doch nicht etwa abergläubisch?«

»Weiß Gott nicht. Aber trotzdem bin ich zum ersten Male etwas ängstlich. Ich glaube, es könnte etwas passieren. Vielleicht bereits heute nacht...«

Meine Frau hat einen sicheren Instinkt. Es passierte »bereits« in dieser Nacht etwas.

Wir wurden am Abend früh müde; das lag wohl an der Landluft und an diesem und jenem; wir gingen alle schon gegen elf Uhr zu Bett. Aber ich konnte nicht so schnell einschlafen, wie ich erwartet hatte; ich lag noch lange wach, nachdem Sonja eingeschlummert war. Ich hatte mir einen Fingerhut voll Schnaps aus Tanns Flasche ergattert, bevor ich in die Kojen kroch, und empfand ein behaglich strömendes Gefühl im Leibe; es ist ja schade, einen solchen kleinen Rausch zu verschlafen. So lag ich da und betrachtete den Sternenhimmel und den großen Mond, der sorgfältig von der obersten Fensterscheibe links eingerahmt war; er ruhte gerade auf der weißgestrichenen Leiste und ähnelte einem Silberteller auf einem Gestell. Die Nacht hat

nun einmal ihre eigene berauschende Stimmung, dachte ich – sogar an einem Ort wie diesem hier. Ich lag und sprach einige Verszeilen vor mich hin, etwas, was ich einmal gelesen, eine Strophe, in die ich mich verliebt hatte:

»Als der Mond so süchtig groß  
und blau und lenzlich die Nacht...«

Es war ganz still im Hause. Nur hier und da ächzte und knackte es in den Wänden, wenn das Holzwerk gleichsam vor dem Gewicht des Alters resignierte und in sich zusammensank. Es war etwas Melancholisches an dem Geräusch; es war der kleine Ten der Vergänglichkeit, Musik des Untergangs; es harmonierte gut mit dem kühlen, wehmütigen Duft der Herbstnacht. Ich fühlte mich fast elegisch, als ich so dalag: wenn man nur Verse schreiben könnte!

Auf einmal spitzte ich die Ohren. Ich hatte ein Geräusch gehört, ein neues Geräusch, das sich auffallend deutlich von dem üblichen Knarren im Gebälk unterschied. Das war irgend etwas, was sich ganz in der Nähe bewegte, etwas Lebendes. Es war, als bewegte sich jemand über eine Diele.

Normalerweise hätte ich auf dergleichen wohl nicht reagiert. Wir waren ja sechs Menschen im Haus, und es war höchst wahrscheinlich, daß einer von uns im Laufe der Nacht ein kleines Geschäft zu verrichten haben würde. Aber ich war während der letzten vierundzwanzig Stunden so wunderbar wach und empfindlich geworden; meine Sinne waren geschärft: ich reagierte augenblicklich auf den kleinsten Eindruck. Außerdem war gerade an diesem Laut etwas Besonderes, irgend etwas Ungewöhnliches; ich kann nicht erklären, was es war.

Es wurde für einige Sekunden still; ich spitzte meine Ohren aufs äußerste; mein Herz wechselte den Takt; es rührte sich mit schnellen, nervösen Schlägen. Ein seltsamer und unerwarteter Stimmungsumschwung war eingetreten. Vor wenigen



Augenblicken noch war mir ganz poetisch zumute, und ich ließ mich vom Mondschein und Tanns Aquavit berauschen; nun kam plötzlich etwas herangeschlichen, etwas, was ich im Grunde immer erwartet hatte – das, was die ganze Zeit in der Luft gelegen hatte.

Da war das Geräusch wieder. Und diesmal konnte ich es besser lokalisieren: es kam aus Liljans Zimmer, Wand an Wand mit unserem eigenen. Es waren dort Schritte auf dem Flur, langsame, mechanische Schritte in Richtung auf die Tür zur Kaminstube, ein seltsam weicher Laut, der darauf deutete, daß dort nackte Füße gingen. Dann hörte ich, wie sich eine Hand auf die Türklinke legte; sie wurde niedergedrückt, vorsichtig. Aber die Tür wurde nicht geöffnet.

Liljan! Ich dachte augenblicklich daran, was Sonja noch am Abend gesagt hatte: »Ich fühle, daß irgend etwas Liljan bedroht. Ich habe Angst, daß ihr etwas passieren wird.« Unwillkürlich setzte ich mich im Bett auf und hielt den Kopf dicht an die Wand. Ich ärgerte mich über mein Herz, das wie ein aufgeregter Wachhund bellte. Es fiel mir schwer, zu lauschen bei all dem Lärm, den es machte.

Es war wieder still geworden im Nebenzimmer. Es war, als ob sie einen Augenblick zögerte – als ob sie sich nicht entschließen könne, sondern unentschlossen an der Tür stand und wartete. Vielleicht lauschte sie? Vielleicht wollte sie sich vergewissern, daß niemand sonst wach war?

Dann hörte ich ein schwaches Geräusch; das war die Tür, die aufglitt; sie ging in die Stube hinaus. Kurz darauf hörte ich, daß auch die Haustür geöffnet wurde; es knarrte in der Verandadiele – die Schritte verloren sich in der Nacht.

Ich weiß nicht genau, wie lange ich still im Bett liegenblieb, ohne mir etwas vorzunehmen. Ich spürte eine brennende Neugier im Leibe, eine glühende Lust, aufzuspringen und ans Fenster zu laufen. Aber gleichzeitig war da irgend etwas, was

mich zurückhielt; die Bettwärme natürlich, aber außerdem noch etwas: die Ahnung, daß ich etwas Unheimliches zu sehen bekommen würde, dort draußen im Dunkeln, die Angst vor dem Ungewöhnlichen. Ich war irgendwie gelähmt – so wie man es oft in gefährlichen Situationen sein kann, die Konzentration und blitzschnelles Handeln erfordern; es verging wohl eine Minute, ehe ich diese Trägheit überwand. Dann wurde mir klar, wie kostbar diese Sekunden sein konnten; wäre ich nur wenige Minuten später aus dem Bett gesprungen, dann wäre es zu spät geworden und die Katastrophe hätte sich ereignet. Noch heute läuft mir ein Schauer über den Rücken, wenn ich daran zurückdenke.

Ich schlug die Bettdecke zur Seite und glitt auf den Flur, ging zum Fenster und steckte den Kopf hinaus. Ich nahm nicht sogleich etwas Bestimmtes wahr; sah nur den weichen, samtartigen Herbsthimmel und die dunklen Bäume, die in einen durchsichtigen Schleier von Mondlicht gehüllt waren. Ich wollte gerade zurücktreten, um wieder unter die warme Decke zu kriechen, als mein Blick plötzlich von etwas Weißem, das sich draußen auf dem Wege bewegte, festgehalten wurde. Das gab mir einen Schock; es gelang mir eben noch, einen kleinen Schrei zurückzuhalten, einen Ruf der Verwunderung und des Schreckens.

Aber zu meinem Lobe muß gesagt werden, daß ich jetzt schnell handelte. Blitzschnell sprang ich ins Zimmer zurück, warf mich in einen Schlafrock – übrigens war es der Morgenrock meiner Frau –, riß die Tür auf, lief durch die Stube, hinaus auf die Veranda, stürmte quer über die Lichtung und weiter auf den Weg.

Ein paar hundert Meter vor mir auf dem Weg ging Liljan. Ich sage *ging*, die Sprache ist nun einmal so wenig differenziert; eigentlich glitt sie, bewegte sich kontinuierlich, ohne einen lebendigen Rhythmus im Leibe. Das goldene Haar hing ihr über die Schultern; sie trug nur ein dünnes seidenes Nachthemd; im

Mondlicht hatte es einen seltsam blauweißen Glanz, der ihr das Gepräge von etwas Unstofflichem, Gespenstischem gab. Ihre Arme waren die ganze Zeit vorgestreckt, ihr Antlitz erhoben; sie bewegte sich wie in einer Trance. Und – was mich im ersten Augenblick fast hätte aufschreien lassen – *sie steuerte direkt auf den See zu.*

Ich werde diese Minuten nie vergessen. Rings um mich der Wald, der Trollwald mit seinen blauen Tiefen von Dunkelheit und seinem Märchenrauschen; vor mir diese Frau, unwirklich wie eine Fee im Mondschein, und noch weiter vor mir der See, der See der Toten. Ich konnte bereits ein Geräusch von dorthier hören; es war der Chor der Frösche, die durch die Nacht quakten – es klang wie ein Ton aus der Unterwelt.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich dachte, während ich so dahinlief; es war wohl nur eine einzige Vorstellung, die mich erfüllte, ein einziger Gedanke, der mir durch den Kopf raste: daß ich sie einholen müsse, bevor sie den See erreichte. Ich rannte, so schnell ich konnte; ich kam ihr Meter um Meter näher, aber nun war auch der Abstand zum Wasser nicht mehr groß – es fehlten ihr noch fünfzehn Meter, während mich noch fünfzig Meter von ihr trennten. Mehrmals rief ich ihren Namen aus voller Kraft, doch nutzte das nichts; sie hörte mich nicht. Nun hatte sie den See direkt vor sich; sie ging gerade darauf zu, hielt an seinem Ufer inne und tastete mit den Händen vor sich in die Luft. Nun fiel sie langsam vornüber – ihrem eigenen Spiegelbild entgegen...

Ich packte sie im letzten Augenblick, schnappte sie förmlich im Fallen. Ich war fast erledigt vor Aufregung und physischer Anstrengung, mein Atem ging wie nach einem Marathonlauf, doch hatte ich immerhin noch Kraft genug, sie emporzuheben und einige Meter zurückzuziehen. Sie leistete keinen Widerstand; ihr Körper lag weich und unbeweglich in meinen Armen. Ihr Gesicht zeigte eine seltsam versteinerte Schönheit; die Augen waren weit offen, doch waren sie blicklos, sie starrten

nur blind in den Raum; sie *schlief*. Es war ein seltsamer Gegensatz zwischen dem toten Antlitz und dem lebenden Körper, den ich unter meinen Händen fühlte, die warme Haut unter der dünnen, knisternden Seide. Sie war wirklich wunderhübsch in diesem grotesken Zustand, und in diesem Augenblick war ich wohl mehr entzückt als eigentlich ängstlich. Ich glaube, daß ich sie sogar einen Augenblick länger hielt, als strenggenommen notwendig war.

Aber ich war sogleich wieder ernüchtert; das war ja phantastisch, was hier geschehen war; ohne Bewußtsein war sie hier hinausgegangen, um sich in den See zu stürzen. Ganz zufällig hatte ich sie in letzter Sekunde vor dem sicheren Tode gerettet! Während ich so stand und sie beobachtete, kam mir der Gedanke, daß ich gerade von diesem nachtwandlerischen Ausdruck heute vormittag schon etwas gesehen hatte. Das also hatte sich angekündigt: sie war eine der Besessenen geworden – der See hatte sie gefangen. Hatte nicht auch Werner sich mit einem Nachtwandler verglichen? Vielleicht hatte Bugge recht: daß Werners Tagebuch den Schlüssel zum Mysterium enthielt. Wie aber war dies hier zu erklären? Es muß doch in Himmels Namen eine vernünftige Erklärung geben?

Ich entschloß mich, sie zu wecken.

»Liljan!« rief ich und schüttelte sie. »Du mußt aufwachen!«

Sie mußte unfäßlich tief schlafen, da sie nicht sofort erwacht war, als ich sie ergriff. Auch jetzt erwachte sie nicht ohne weiteres; ich mußte sie mehrmals kräftig schütteln, bis sie nach und nach zu Bewußtsein kam.

Sie blickte mich mit einem Ausdruck tiefster Verwirrung an, mit erschreckten, verwunderten Augen blickte sie auf den Wald ringsum und auf den See.

»Wo bin ich?« flüsterte sie. »Wo bin ich? Da war etwas, was mich rief. Da war jemand, der rief...«

Sie blickte mich wieder an, so daß ich einen Augenblick

glaubte, sie sei wahnsinnig geworden.

»Du bist nur ein bißchen im Schlaf gewandert«, sagte ich.  
»Das ist nicht weiter gefährlich. Komm, gehen wir ins Haus zurück.«

Ich nahm ihren Arm, freundlich, aber bestimmt; sie ließ sich willig führen; keiner von uns sagte etwas.

Aber hinter uns quakten die Frösche im See, böse und gehässig wie ein Galeriepublikum, das um den Clou des Abends betrogen worden war.

## **8. KAPITEL**

### ***Worin Bugge in ein seltsames Licht kommt***

Die anderen waren von dem Lärm geweckt worden, als ich aus der Hütte lief, und sie standen alle draußen, als Liljan und ich zurückkamen – in der Eile notdürftig angekleidet, boten sie einen ziemlich verwirrten Anblick. Aber Liljan und ich mußten wohl auch ziemlich seltsam ausgesehen haben, als wir Arm in Arm dahergegangen kamen: sie barfußig und im Nachthemd, ich mit dem Morgenrock meiner Frau über dem Pyjama. Die Situation wäre komisch gewesen, wenn sie nicht so makaber gewesen wäre.

Sonja lief ihrer Freundin entgegen und faßte sie am Arm.

»Was ist geschehen?« flüsterte sie. »Du bist doch nicht zu Schaden gekommen?«

Liljan schüttelte nur den Kopf. Sie blickte ausdruckslos vor sich hin, wirkte immer noch wie jemand, der sich in einem Dämmerzustand befindet, und begriff überhaupt nichts von dem, was vor sich ging. Sie zitterte vor Kälte – nicht so sehr von der Nachtkälte wie von einem inneren Frost, einem Fieber. Tann schob mich sacht zur Seite und legte seinen Arm um sie. Selbst in dieser Situation ärgerte ich mich ein bißchen über seine Besitzermiene.

Wir gingen hinein. Tann und Sonja bestürmten mich mit Fragen; erst jetzt spürte ich die Reaktion; ich war so erregt, daß es mir schwerfiel, mich in ganzen Sätzen auszudrücken, aber eine Art Erklärung quetschten sie doch aus mir heraus. Auch ich spürte Fieberschauer, ein Beben, das durch den ganzen Organismus ging, wie wenn mein Herz Eiswasser statt Blut durch den Körper pumpte. Bugge starrte unverwandt mit halb zugekniffenen Augen auf Liljan.

»Der Waldsee«, murmelte er. »Wieder der See. Jetzt wird's brenzlich.«

Mir war nicht recht klar, was er mit der letzten Bemerkung meinte, aber ich war auch nicht in der Stimmung, weiter darüber nachzudenken. Erschöpft setzte ich mich in einen Sessel und kippte gierig einen Schnaps hinunter, den Tann mir eingeschenkt hatte. Liljan mußte auf Sonjas Kommando eine ganze Tasse Aquavit trinken – das half; ihr Gesicht entspannte sich, und ihre Augen bekamen neues Leben. Mit mütterlicher Festigkeit sorgte Sonja dafür, daß sie gleich ins Bett kam, und bestand darauf, im gleichen Zimmer zu Hegen; Liljan durfte nicht allein bleiben. Meine Frau ist wie dazu geschaffen, andere Menschen zu beschützen und zu betreuen; sie hat in dieser Hinsicht ein Temperament wie ein Bernhardinerhund.

Wir anderen vier setzten uns um den Kamin; Tann holte einige Kiefernscheite und stellte gleichzeitig eine neue Flasche Stern-Aquavit auf den Tisch – eine Überraschung, die er zuunterst in seinem Rucksack verborgen hatte.

»Wir können, weiß Gott, einen Seelenwärmer gebrauchen«, sagte er und schenkte ein. Ich war geneigt, ihm zuzustimmen.

Eine Weile saßen wir stumm und ließen den Schnaps seine Wirkung tun; ein dünner Rauchschleier aus vier Zigaretten verteilte sich im Raum, vor uns knisterte ein lebhaftes Feuer im Kamin. Ich empfand es wie eine defensive Maßnahme; wir verschanzten uns gegen das da draußen hinter einer Mauer des Wohlbehagens. Und die Verschanzung erwies sich als wirksam. Nach dem zweiten Schnaps war der letzte Rest von Unruhe aus mir herausgespült: geblieben war nur ein starkes Gefühl der Verwunderung und Neugier.

»Das, was heute nacht geschah«, begann ich, »ist völlig unerklärlich. Ich war bisher immer davon ausgegangen, daß dies mit der Gruvik-Sage und mit dem Sog aus dem Blausee alles Blödsinn ist. Aber nun glaube ich fast, daß ich anfangs, dem

Spiritismus Geschmack abzugewinnen.«

»Damit kannst du ruhig noch etwas warten, glaube ich«, sagte Tann und streifte die Asche von seiner Zigarette. »Vielleicht ist es doch nicht so unerklärlich, was da mit Liljan geschehen ist. Ich kenne sie seit mehreren Jahren, ganz genau, darf ich wohl sagen, und ich kann euch verraten, daß für mich nichts Neues und Überraschendes darin liegt, wenn sie schlafwandelt. Seit ich sie kenne, ist sie Schlafwandlerin.«

»Das ist mit anderen Worten -?«

»Eine Art schlechter nächtlicher Gewohnheit bei ihr. Eine ziemlich weit verbreitete schlechte Gewohnheit übrigens. Einige Menschen schnarchen, andere wandeln im Schlaf.«

»Aber weshalb ging sie ausgerechnet zum See?«

»Ein Zufall. Es ist eine alte Erfahrung, daß Nachtwandler mit dem Tode spielen; sie balancieren mit Vorliebe auf Dachrinnen und turnen auf Balkongeländern herum, zwanzig Meter über dem Asphalt. Ich habe mehrmals eingreifen müssen, wenn Liljan sich gegen Morgen auf den Balkon hinausbegeben wollte. Zweifellos ist die Schlafwandlerei eine gefährliche Gewohnheit – entschieden gefährlicher als das Schnarchen.«

»Aber ich habe nie zuvor gehört, daß Schlafwandler sich das Leben nehmen«, wandte ich ein. »Sie sind fabelhafte Akrobaten und stürzen nie ab, es sei denn, daß man sie weckt. In diesem Falle versuchte Liljan aber, sich ins Wasser zu stürzen, bevor ich sie weckte.«

»Auch das ist nicht so erstaunlich; sie hat ähnliches schon früher getan. Ganz kürzlich ging sie daheim in Oslo im Schlaf spazieren, da legte sie sich in eine gefüllte Badewanne – worauf sie augenblicklich erwachte; es ist ja ziemlich schwierig, mit Wasser in der Nase zu schlafen. Das geschah übrigens an dem Tag, bevor wir hier herauffuhren.«

Tann beugte sich vor und legte ein Stück Holz auf die Glut.



»Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie ertrunken wäre. Sie wäre sofort erwacht, und sie schwimmt ja wie ein Fisch.«

Es wirkt beruhigend, auf Tann zu hören; er pflegt immer den Kopf klar zu behalten. Was er sagte, wirkte ja ganz plausibel. Immerhin war ich nicht so ganz überzeugt; irgend etwas schien mir nicht zu stimmen...

»Im ganzen genommen besteht kein Grund, überspannt zu werden und Mysterien zu sehen, wo keine sind. Liljans Schlafwandlerei hat meiner Ansicht nach nichts zu bedeuten. Diese Episode ist ein reiner Zufall, und sie wirkt nur deshalb so unheimlich, weil wir die Sage im Hintergrund haben. Wir sind uns aber wohl doch darüber einig, daß wir nicht an solche Phantastereien glauben; letzten Endes hat ja alles seine natürliche Erklärung.«

»Sieh einmal an«, sagte Mörk und betrachtete Tann mit interessierter Miene. »Alles hat seine natürliche Erklärung? Sehr originelle Bemerkung.«

Mörk schürzte die Lippen zu einem Lächeln, das ihn wie eine ungewöhnlich boshafte Karikatur von Daumier aussehen ließ.

»Es ist wirklich recht amüsant, solchen vernünftigen Ausführungen zu lauschen«, sagte er. »Alles hat seine natürliche Erklärung, na ja. Mit dieser Formel löst der moderne Mensch alle Probleme; ihr geht mit dem kleinen Einmaleins auf das Universum los, und das Resultat ist immer: zwei und zwei ist vier. Sehr vernünftig, aber ich glaube nun einmal leider nicht an die sogenannte Vernunft. Ich glaube vielmehr, daß die Vernunft die höchste Form der Dummheit ist. Entschuldige, Tann, aber von dem, was hier vor sich geht, verstehst du nicht mehr, als ein x-beliebiger Nobelpreisträger für Astrophysik vom Sternenhimmel versteht.«

»Ob du wohl jemals mit deinen idiotischen Vorträgen aufhörst?« schnaubte Tann verärgert. Mörk überhörte ihn.

»Ich fange an, des kleinen Einmaleins müde zu werden. Aber

ihr habt euch völlig blind daran gesehen. Ihr ahnt ja nichts von eigentlichen Gesetzmäßigkeiten; ihr befindet euch in völliger Unwissenheit über die okkulten Kräfte, die im Menschen wirken: die kosmischen Kräfte, die Ätherkräfte, die Dämonen und Geister. Liljan geht fort, um sich in den See zu stürzen. Schlafwandel, sagst du, eine Gewohnheit, ein Zufall – alles hat seine natürliche Erklärung. Du verstehst nicht das elementarste okkulte Phänomen; du siehst nicht, daß sie ein Medium ist. Du fährst fort zu behaupten: zwei und zwei ist vier. Aber zwei und zwei ist *nicht* vier, sage ich. Zwei und zwei kann jede beliebige Zahl ergeben, nur nicht vier!«

Bugge lachte.

»Für einen modernen Don Quichotte bist du gar nicht so verrückt«, sagte er. »Du kämpfst gegen Windmühlen auf eine wirklich muntere und heroische Weise an, die eigentlich Achtung abnötigt. Und ausnahmsweise stimme ich fast mit dem übrigen überein, was du sagst.«

»Du stimmst mit mir überein?« rief Mörk überrascht. »Dann muß ich mich schlecht ausgedrückt haben.«

»Ich stimme mit dir darin überein, daß das, was sich heute nacht ereignete, keine ›natürliche‹ Erklärung im üblichen Sinne des Wortes hat. Es hat eine Erklärung, die man in diesem Falle meinetwegen als okkult bezeichnen kann. Ich glaube sogar, daß du recht hast, wenn du sagst, daß Liljan ein Medium ist.«

»Was ist das denn für ein Blödsinn?« rief Tann aus. »Bist du zum Feinde übergelaufen? Fängst du jetzt auch an, an die Heinzelmannchen zu glauben?«

»Vorläufig nicht. Ich finde nur, daß es ziemlich billig ist, zu behaupten, daß etwas zufällig geschieht. Liljan ist nicht zufällig im Schlaf zum Waldsee gegangen. Daß sie Schlafwandlerin sei, ist überhaupt keine Erklärung; im Gegenteil, das ist an sich schon ein Problem. Es bestehen zweifellos verborgene psychologische Zusammenhänge zwischen allem, was mit

diesem Ort zu tun hat: der Gruvik-Sage, Werners Verschwinden, Liljans Schlafwandlerei – und ich glaube, daß die Erklärung auf einer ganz anderen Ebene liegt, als man es beispielsweise von Kriminalromanen her gewohnt ist. Werden wir nicht banal, Tann. Einigen wir uns zumindest auf das *große* Einmaleins.«

»Ich verstehe nicht, worauf du hinaus willst«, erklärte Tann schläfrig. »Es kommt mir so vor, als ob ihr euch beide in einem Sternennebel bewegt. Aber nun werde ich verteuft müde. Ski Heil!«

Wir leerten die Gläser und gingen in die Kojen.

Ich schlief unruhig in dieser Nacht. Ein Alpdruck verfolgte mich, ein Traum: Liljan auf dem Weg zum See. Ich lief hinter ihr her, konnte sie aber nicht erreichen; ich kam nicht von der Stelle, bewegte mich gleichsam auf einem Fließband. Ich sah, wie sie sich dem Ufer näherte, langsam, aber sicher, die Arme vorgestreckt, als ob sie nach etwas suchte, nach etwas Verborgenen tastete. Sie ging nicht allein; ein anderes Wesen ging ihr zur Seite, ein Mann. Er war ungewöhnlich groß und kräftig, ein Riese, seltsam altmodisch gekleidet; er hinkte, das eine Bein endete in einem Holzstumpf. Er hatte sie an der Schulter gepackt, er führte sie, schob sie dem kleinen Absprung entgegen. Für einen Augenblick sah er sich um und blickte mich an; seine Augen waren schwarz und unbeweglich wie bei einem Frosch; sie standen wie dunkle Blasen aus dem weißen Gesicht; Haar und Bart hatten einen grünen Farbton; sie erinnerten an Seegras. Ich hörte, wie er lachte, aber das war kein menschliches Gelächter; ich erkannte den Laut wieder: es war das Quaken der Frösche im Waldsee... Als ich erwachte, hörte ich, daß es ein Frosch vor meinem Fenster war.

Am Morgen hatte ich Kopfschmerzen und fühlte mich bis tief in den Vormittag hinein ziemlich unwohl. Ich stellte fest, daß es den meisten der anderen ebenso erging. Tann war stumm und

verschlossen und rauchte unablässig wie ein Pokerspieler; Mörk ging mit einem völlig apokalyptischen Gesichtsausdruck einher, und selbst Sonja, die sonst ein Sonnenstrahl zu sein pflegt, war nicht in guter Stimmung. Die Gespräche, die ich wiederholt in Gang zu bringen suchte, wirkten gezwungen; nach wenigen Minuten schon verliefen sie im Sande; fast war es, als hätten wir einander nie zuvor gesehen, sondern uns bei einem ungewöhnlich langweiligen Diner getroffen. Die Atmosphäre war in mehr als einem Sinne drückend geworden. Die Sonne brannte, als sei es Mittsommer; die Luft war tropischschwül wie in einem Treibhaus; das alte Barometer an der Kaminstubenwand war im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden um mehrere Striche gestiegen.

Bugge war der einzige unter uns, der unberührt wirkte. Er schlenderte mit völlig unangefochtener Miene herum, blickte hin und wieder in ein Buch und ließ sich mit einem Ausdruck tiefsten Wohlbefindens in den besten Sessel sinken. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn für einen ganz gewöhnlichen, schlappen und eingebildeten Burschen halten müssen, einen Taugenichts auf einem Wochenendausflug. Doch ich, der ich seit Jahren mit Bugge befreundet war, wußte, daß dies etwas anderes bedeutete: er spielte eine Rolle; die Schlappheit war nur eine Maske. Bugge ist nie stärker auf eine Aufgabe konzentriert, nie intensiver in Tätigkeit, als wenn er sich in einem Sessel aalt und einen unausstehlichen Eindruck macht. Und ich merkte, daß es in seinen indolenten, fast stumpfsinnigen Augen hin und wieder eigenartig funkelte: er war auf dem Posten; er beobachtete die anderen.

Doch spielte er nicht den ganzen Vormittag diese passive Rolle; nach und nach wurde er aktiv, aber auf eine recht merkwürdige Art: er fing an, Liljan den Hof zu machen.

Im Anfang sah es so aus, als ob er nur ein freundliches Schwätzchen mit ihr führen wollte, doch wurde ich mir bald darüber klar, daß er einen wirklichen Flirt mit ihr begonnen

hatte; er beugte sich zu ihr hin, legte ihr die Hand auf den Arm, sprach mit gedämpfter, vertraulicher Stimme auf sie ein und führte sich im ganzen genommen so auf, als handle es sich um die zweite Phase eines richtig netten Nachspiels. Sie saßen in einer Ecke des Raumes, und es war mir nicht möglich, zu hören, worüber sie sprachen – ich bin ja eine diskrete Natur und hatte mich taktvoll hinter einem Buch am anderen Ende des Zimmers eingerichtet. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, daß der Kontakt zwischen ihnen bereits hergestellt war; der Flirt beruhte auf Gegenseitigkeit; Liljan verwandelte sich innerhalb weniger Minuten. Sie verlor ihr nervöses, geistesabwesendes Gepräge; ihr Körper entspannte sich, und ihre Bewegungen wurden weich und lebhaft. Bugge gilt ja als einnehmender Typ; er hat, wie gesagt, einen besonderen Einfluß auf das schwache Geschlecht, und nun begann er plötzlich seine ganze Technik zu entfalten. Mit diskreten Mitteln selbstverständlich; er ist ja kein Operettenliebhaber von südländischem Typ, doch konnte kein Zweifel bestehen, daß er es auf eine Eroberung absah. Offen gesagt, war ich überrascht; der Zeitpunkt war ja doch ziemlich sonderbar gewählt.

Eigentlich war es mir schon am Vortage aufgefallen; Liljan und Bugge hatten beständig die Köpfe zusammengesteckt; sie hatten mehrmals kleine Abstecher unternommen und sich unter vier Augen unterhalten. Und es war ganz deutlich, daß Liljan in Bugges Nähe anders wurde: ruhiger, weicher, fraulicher. Doch hatte ich nicht weiter Notiz davon genommen; ich hatte es Bugges Gewohnheit, höflich und nett gegen das andere Geschlecht zu sein, zugeschrieben. Jetzt konnte es keinen Zweifel mehr geben; hier war etwas Neues im Entstehen. Und damit wurde mir auch klar, warum Tann neuerdings so reizbar und vor allem Bugge gegenüber so unwirsch war: er war einfach eifersüchtig.

Je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, daß sich hier in aller Stille ein Dreieck gebildet hatte. Und ich hatte

das Gefühl, daß Tann den kürzeren ziehen würde. Er, der sonst so ausgeglichen und gemütlich zu sein pflegte, war mürrisch und verschlossen geworden; mir war, als ob sein Blick einen scheelen Ausdruck bekommen hätte; Gott weiß, ob er nicht mit einem kleinen Othello schwanger ging? Jedenfalls zog er sich in diesen Stunden mehr und mehr von uns anderen zurück, unternahm einsame Streifzüge durch die Umgegend und interessierte sich anscheinend nur für seine fixe Idee, den »Mordfall Werner«.

Ich fühlte mich von dieser Entwicklung in dem Maße gefesselt, daß ich alles andere völlig vergaß, das, was in den letzten Tagen hier geschehen, die Atmosphäre der Gegend, das Erlebnis der letzten Nacht. Doch hatte es nicht den Anschein, daß die anderen beiden sonderlich daran interessiert waren. Sonja, die sonst einen wachen Sinn für dergleichen Dinge hat und gern verfolgt, was ihre Mitschwestern betrifft, zog sich in die Küche zurück. Und Mörk, der von der irdischen Liebe Abstand nimmt und behauptet, daß sie außerhalb von Hagenbecks Tierpark nicht die geringste Daseinsberechtigung habe, ließ sich mit einem Füllhalter und einem Bogen Papier draußen auf der Veranda nieder. Als ich einige Minuten später an ihm vorbeiging, sah ich, daß er einen neuen Artikel mit der Überschrift »Wie lange wollen wir noch dem Tierreich angehören?« begonnen hatte.

Es war nicht eigentlich meine Absicht, Spionage zu betreiben; gewiß bin ich ein neugieriger Mensch, andererseits jedoch, wie gesagt, äußerst taktvoll und zurückhaltend. Es war eher ein Zufall, daß ich mich nicht Mörk und meiner Frau anschloß, als sie eine halbe Stunde später zusammen den Weg hinuntergingen; ich war nicht recht dazu aufgelegt und blieb zurück. Ich blieb sitzen und las eine Weile in meinem Buch, ohne jedoch sonderlich viel davon aufzunehmen; die Hälfte meiner Aufmerksamkeit war dem Paar gewidmet, das immer noch am anderen Ende des Raumes mit sich selbst beschäftigt

war. Auch Tann war fortgegangen, so daß nur wir drei im Hause waren. Plötzlich bemerkte ich, daß Bugge mir ein Zeichen gab, eine kleine Handbewegung, die andeutete, daß er mit Liljan allein sein wollte. Ich erhob mich, nahm das Buch unter den Arm und verließ resigniert das Zimmer. Ich habe immer das Empfinden des gebildeten Mannes dafür gehabt, wenn meine Anwesenheit nicht erwünscht ist, und habe nie Wert darauf gelegt, die Rolle eines Anstandswauwaus für meine Freunde zu spielen.

Ich fand ein hübsches Plätzchen vor dem Hause und ließ mich dort, das Buch unter dem Kopf, nieder. Wenn nichts anderes bei diesem sinnlosen Aufenthalt für mich herauskommen sollte, so konnte ich es ja auf alle Fälle als eine Erholung ansehen und versuchen, etwas Sonnenbräune abzubekommen.

Ich mochte wohl etwa eine Viertelstunde so gelegen haben und war von der Sonne und der drückenden Luft bereits etwas dösig geworden, als mir bewußt wurde, daß irgend etwas im Hause nicht stimmte. Das Paar war nach und nach immer lauter geworden. Und es fiel mir auf, daß die Stimmen nicht mehr aus der Kaminstube, sondern aus Liljans Zimmer kamen. An sich war das ja nicht so verwunderlich, es war ja denkbar, daß Bugge zu einem Blitzangriff übergegangen war und jetzt gerade im Begriff stand, die inneren Verteidigungslinien zu durchbrechen. Aber da war etwas in Liljans Stimme, was meine Aufmerksamkeit erregte; drinnen in der Stube war sie so sanft gewesen, jetzt hatte sie dagegen einen hysterischen Ton angenommen. Unwillkürlich legte ich die Hand ans Ohr; es klang, als ob sie eine Szene hätten.

Bisher hatte ich die Unterhaltung nur wie ein schwaches Summen vernommen; jetzt waren die Stimmen schärfer und deutlicher; ich verstand hin und wieder ein Wort. Und mit einem Male hörte ich Liljan rufen, klar und durchdringend:

»Nein, nein, nein! Ich halte das nicht aus. Ich will nicht mehr! Ich will nicht...«

Ich erhob mich.

Verflixt und zugenäht, sagte ich zu mir selbst. Was soll das bedeuten? Was, in aller Welt, ist in Bugge gefahren? Es war doch sonst nicht seine Art, sich wie ein Notzuchtverbrecher aufzuführen.

Bis jetzt hatte ich mich beherrscht. Doch nun war es nicht mehr gewöhnliche Neugier, wenn ich die Sache näher untersuchte. Jetzt war es meine Pflicht, mir Klarheit darüber zu verschaffen, was zwischen den beiden vor sich ging.

Ich schlich an Liljans Fenster und blickte vorsichtig durch die unterste Scheibe hinein. Bugge stand mit dem Rücken zu mir ganz unbeweglich, die Hände in den Jackentaschen. Vor ihm auf dem Bett lag Liljan mit angezogenen Beinen. Die Stimme hatte nicht gelogen; ihr Gesicht hatte einen hysterischen Ausdruck, die Augen waren weit geöffnet – fast wild. Sie starrte unverwandt auf Bugge; sie befand sich in heftigster Aufregung; ihr Körper zitterte wie bei einem Malariaanfall.

Ich hatte an mehrere Möglichkeiten gedacht, aber nicht an diese. Und trotzdem war meine Verblüffung nichts gegen den Schock, den ich einige Sekunden später erlitt.

Liljan sprang plötzlich vom Bett auf, stürzte sich auf Bugge und preßte sich verzweifelt an ihn, packte ihn an der Jacke und schrie:

»Du... du... du willst mich ertränken! Du willst mich ertränken!« Worauf sie in einen Weinkrampf ausbrach und verzweifelt ihr Gesicht an seiner Brust barg.

Wenn das Haus in diesem Augenblick im Erdboden verschwunden wäre, hätte ich nicht erstaunter sein können. Es summte mir vor den Ohren, ich sah Schatten; das konnte nicht wirklich sein. Doch es war wirklich! Da hob sie wieder ihr Gesicht und blickte ihn an; ihr Blick war rasend und flehend zugleich. Bugge stand die ganze Zeit unbeweglich wie eine Säule, während er gedämpft und freundlich auf sie einsprach. Er



versuchte offenbar, ihren Blick aufzufangen, und es gelang ihm; sie sah ihm starr in die Augen; Gesicht und Körper entspannten sich langsam; bald darauf löste sich ihre Hand von seiner Jacke. Er führte sie behutsam zum Bett zurück; sie gehorchte fast mechanisch.

Sie lag völlig entspannt auf dem Rücken, während Bugge über sie gebeugt stand; er sagte etwas zu ihr mit leiser und eindringlicher Stimme, wobei er ständig ihren Blick festhielt. Bald darauf erhielten ihre Augen einen verschleierten Ausdruck; sie wurden kleiner und kleiner; schließlich schlossen sie sich, und es sah aus, als ob sie schlief. Bugge richtete sich auf, und ich zog mich augenblicklich vom Fenster zurück. Ich hatte genug gesehen.

Kein Zweifel, daß etwas Seltsames mit Liljan geschah. Erst die kleine Episode am See gestern vormittag, darauf die Nachtwandlerszene – und schließlich dies. Ich ging den Weg hinunter und versuchte, mich zu konzentrieren, eine Erklärung zu finden, grübelte, daß mich der Kopf schmerzte. Aber ich mußte es bald aufgeben; es war mir unmöglich, einen vernünftigen Zusammenhang, eine haltbare Hypothese zu finden.

Das Auffallendste, das geradezu Unheimliche an diesem letzten Ereignis war an sich nicht Liljans Benehmen. Ich hatte immer gewußt, daß sie nervös und leicht zur Hysterie disponiert war; unter anderem hatte ich früher schon einige kleinere Anfälle bei ihr erlebt. Und nach dem, was sie in der Nacht durchgemacht hatte, war es wohl nicht so verwunderlich, daß sie noch ziemlich durchgedreht wirkte. Das, was mich wunderte und erschreckte, war die Rolle, die Bugge spielte; ich hatte ihn nie zuvor in einer ähnlichen Situation gesehen; dies war ja ein phantastischer Ausgang des kleinen Techtelmechtels, des scheinbar harmlosen Flirts, den sie gerade begonnen hatten. Es war, als ob er plötzlich eine fast übernatürliche Macht über sie gewonnen hätte; als sie sich auf das Bett legte nach ihrem

Anfall, hatte sie wieder wie ein Mensch in Trance ausgesehen; sie hatte aufs neue jenen Ausdruck bekommen, den ich so gut kannte.

Während ich früher den Eindruck gewonnen hatte, daß Liljan durch das Zusammensein mit Bugge ruhiger wurde, hatte ich jetzt genau das Gegenteil erlebt: er hatte einen Anfall von Hysterie bei ihr ausgelöst. Und dieser Anfall war von ganz besonderer Art: er wirkte wie ein Aufruhr, wie ein desperater Versuch, sich seinem Einfluß zu entziehen. Aber sie hatte es nicht geschafft, sie hatte kapituliert; er hatte die Übermacht behalten.

Mir waren im Laufe der Zeit manche eigenartige Formen der Erotik vorgekommen, aber keine wie diese hier. Kai Bugge – Liljan Werner? Welche Verbindung bestand zwischen ihnen?

Dies war kein gewöhnlicher Sommerflirt, vor wenigen Stunden entstanden; dies war etwas anderes, etwas, was bedeutend tiefer lag. Mir wurde deutlich klar, daß die Verbindung seit langem bestanden haben mußte; ich war mir nur nicht der kleinen Zeichen bewußt geworden, die sie hätten enthüllen können. Ich konnte mich jetzt auf kleine Episoden besinnen, die sich vor mehreren Wochen ereignet hatten, ja sogar vor mehreren Monaten, und die man in diesem Sinne deuten mußte. Herrgott, war ich blind gewesen...

Eins war jedenfalls gewiß: hier war irgendwo etwas faul, irgend etwas war abnorm und unheimlich. Was hatte sie ihm doch zugerufen? Hatte sie ihn nicht beschuldigt, daß er sie ertränken wolle? Sie wirkte wie ein völlig besessener Mensch, als sie diese Worte schrie.

Während ich so dahinschritt und mich vergeblich bemühte, einen roten Faden in diesem Wirrwarr zu finden, mußte ich plötzlich daran denken, daß ich Bugge seit mehr als zehn Jahren kannte. Aber kannte ich ihn wirklich? War es nicht denkbar, daß er ein Geheimnis besaß, irgendeine verborgene Schicht in seiner

Persönlichkeit, etwas, was ich nie entdeckt hatte? War es nicht denkbar, daß auch er eine Unterwelt in sich barg, einen Hades, der das Tageslicht nicht vertrug? Kennt man überhaupt einen Menschen, weil man einige Schnäpse mit ihm zusammen getrunken hat?

Dies war eine Frage, die ich im Augenblick nicht beantworten konnte.

## **9. KAPITEL**

### ***Worin sich ein Wiedergänger bemerkbar macht***

Als ich eine Weile später zur Hütte zurückkehrte, saß Bugge allein am Kamin mit einem dicken Buch in der Hand. Er blickte auf und lächelte munter, als ich eintrat. Er hatte nichts Fremdes und Abschreckendes an sich, wie ich noch vor ein paar Minuten geglaubt; im Gegenteil: dort saß der alte Bugge. Er war genauso gemütlich entgegenkommend und ironisch liebenswürdig, wie er es mir gegenüber immer zu sein pflegte.

»Hallo«, sagte er. »Du mußt entschuldigen, daß ich dich vorhin aus der Tür jagte.«

»Wo ist Liljan?« fragte ich. Ich war fest entschlossen, ihm das Messer an die Kehle zu setzen.

»Sie schläft.« Er nickte in Richtung auf ihr Zimmer.

»Sei so nett, mir einige Fragen zu beantworten, Bugge.« Ich blickte ihm fest in die Augen. »Was habt ihr eigentlich miteinander, du und Liljan?«

Wenn ich erwartet hatte, daß er den Blick ausweichend niederschlagen würde, so sah ich mich getäuscht. Er betrachtete mich mit einem fast unverschämten Ausdruck.

»Ich nehme nur einige kleine Geländestudien vor«, warf er leicht hin. »Apropos«, er legte das Buch aus der Hand, »eines wollte ich dich noch gern fragen.«

»Bitte.«

»Du hast doch Liljans Gesichtsausdruck bemerkt, als sie heute nacht im Schlaf herumging, nicht wahr?«

»Ja, selbstverständlich.«

»Und es dauerte lange, bis es dir gelang, sie wachzukriegen?«

»Ungefähr eine Minute.«

»Hattest du den Eindruck, daß sie hypnotisiert war?«

Ich hielt einen Augenblick den Atem an, als er dieses Wort erwähnte. Erst jetzt wurde mir klar, was ich vor einer Weile erlebt: ich war Augenzeuge einer hypnotischen Séance gewesen; er hatte sie eingeschläfert.

»Ja, wo du es so sagst«, murmelte ich. »Zwar habe ich nie zuvor einen hypnotisierten Menschen gesehen, aber ich kann mir gut vorstellen, daß man so in diesem Zustand aussieht.«

Ich versuchte, sie wieder so vor mir zu sehen, wie sie den Weg entlanggegangen war.

»Da ist besonders ein Punkt, der mich in dieser Auffassung bestärkt«, fuhr ich fort. »Sie wirkte willensstark und entschlossen, als sie auf den See zuschritt. Doch im Grunde hatte ich den Eindruck, daß es der Wille eines anderen war, der in ihr wirkte. Die Triebkraft kam gleichsam nicht aus ihr selbst...«

Bugge nickte nachdenklich.

»Ausgezeichnet«, sagte er. »Gar nicht so übel. Es ist schon ein Fortschritt, daß du anfängst, etwas zu sehen, Bernhard.«

Doch etwas bedrückte mich. Ich konnte nicht umhin, meinem Verdacht Ausdruck zu geben.

»Aber wenn ein Fall von Hypnose vorliegt, muß ja wohl auch ein Hypnotiseur da sein«, erklärte ich mit Betonung. »Wenn wir nicht mit übernatürlichen Kräften rechnen wollen, dann müssen wir doch annehmen, daß ein lebender Mensch dahinter steht.«

»Völlig einverstanden. Eine hervorragend logische Schlußfolgerung.«

»Unter uns gesagt: ist es nicht auffällig, daß wir in der Tat einen professionellen Hypnotiseur hier haben? Nämlich dich.«

Bugge sah mich einige Sekunden verständnislos an. Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus.

»Du verdächtigst mich?« rief er. »Wirklich reizend von dir.

Ich muß zugeben, daß meine Sache schlecht steht: ich habe mich bei der Behandlung akuter Neurosen auch der Hypnose bedient, folglich bin ich es selbstverständlich, der...; ich muß sagen, du hast eine gute Meinung von deinen alten Freunden.«

Mir war nicht ganz wohl zumute. Seine Heiterkeit wirkte ein bißchen angestrengt.

»Aber du bist und bleibst ein schlechter Kriminalschriftsteller, Bernhard. Hast du immer noch nicht gelernt, daß stets der am wenigsten Verdächtige sich als der Schuldige herausstellt? Immer ist es ein unbeachteter Butler oder ein altes, sympathisches Dienstmädchen, das den Mord in den Büchern begeht. Nie ist es der Mann, der mit einem rauchenden Revolver in der Hand über der Leiche angetroffen wird.«

»Ich habe kein Wort von Mord gesagt«, wandte ich ein – etwas über seinen Ton verletzt. »Wir können wohl nicht ohne weiteres davon ausgehen, daß Werner ermordet wurde; und Liljan befindet sich ja auf jeden Fall noch unter den Lebenden – wenigstens vorläufig.«

»Vorläufig? Was für ein schauerliches Wort!«

»Gewiß. Wenn ich ehrlich sein soll, so glaube ich, daß Liljans Leben an einem Faden hängt – und zwar an einem ganz ungewöhnlich dünnen Faden. Ich glaube, daß sie sich in tödlicher Gefahr befindet.«

Bugge war plötzlich erstaunlich ernst geworden.

»Also hast du doch etwas von Mord angedeutet«, sagte er. »Und ich glaube, daß du dich ausnahmsweise einmal auf der richtigen Fährte befindest.«

»Fängst du nun auch an, Tanns Auffassung zu teilen?«

»Ich teile grundsätzlich niemandes Auffassung. Ich ziehe es vor, meine eigenen Meinungen zu haben. Doch will ich zugeben, daß Tann möglicherweise die richtige Witterung hat.«

»Glaubst du wirklich, daß da jemand ist – einer von uns zum

Beispiel –, der ein Motiv für den eventuellen Mord an Werner haben könnte – und an Liljan? Also für zwei Morde. Mir ist das völlig unverständlich. Und das mit dem Waldsee – was soll das alles heißen? Das Ganze ist ja doch ein zusammenhangloser Alpdruck.«

Bugge legte das Buch hin und lehnte sich gemächlich im Sessel zurück.

»Im Gegenteil. Das Ganze ist ein zusammenhängender Alpdruck. Es liegt eine Folgerichtigkeit in dem, was geschieht, und ich beginne so langsam den Faden zu ahnen. Nach dem, was sich im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden ereignete, bilde ich mir fast ein, daß ich verstehe, was hier geschieht.«

Er hielt inne und blickte mit einem geistesabwesenden Ausdruck aus dem Fenster; sein Gesicht war verschlossen; es war deutlich, daß er mich nicht in seine Mysterienweisheit einzuweihen gedachte. Mein Freund trägt in solchen Situationen eine aufreizende Miene der Selbstzufriedenheit zur Schau. Er erinnert dann manchmal an einen kleinen Jungen, der seinen Kameraden eine große Naschtüte vorweist und von all den fabelhaften Sachen darin prahlt, sich aber gleichzeitig hartnäckig weigert, sie aufzumachen und etwas von ihrem Inhalt auszuteilen. Ich wußte, daß es nichts nutzen würde, ihn direkt auszufragen, doch kribbelte es in mir vor Wißbegierde; ich wollte wenigstens die indirekte Methode anwenden und einige Einzelheiten aufgeklärt haben.

»Du behauptest also, daß Liljan hypnotisiert worden ist«, begann ich. »Aber wie kann das eigentlich vor sich gegangen sein? Sie ist ja die ganze Zeit mit uns zusammen gewesen, und es ist doch nachweislich nichts Derartiges passiert, während wir zusahen. Oder wäre es denkbar, daß jemand sie schon vorher hypnotisiert hätte?«

Bugge zögerte ein wenig mit der Antwort.

»Selbstverständlich ist sie in einem Augenblick hypnotisiert

worden, wo sie nicht von uns beobachtet wurde. Zum Beispiel letzte Nacht – unmittelbar bevor sie zum See hinausging. Während wir anderen schliefen.«

»Aber ich schlief zufällig nicht; Gott sei Dank. Und ich weiß, daß niemand bei ihr drinnen war. Du weißt, daß es hier im Hause ziemlich hellhörig ist, und ich hätte bemerkt, wenn jemand in ihr Zimmer gegangen wäre und auf sie eingeredet hätte.«

Mein Freund zuckte mit den Achseln.

»Bernhard, ich fürchte, deine Vorstellungen von Hypnose rühren von der Lektüre des Buches Olga Barcowa her, die Abenteurerin mit den grünen Augen. Es ist ein populärer Irrtum, anzunehmen, daß man mit den Augen hypnotisiert, daß sich das Medium mit anderen Worten in einem Raum mit dem Hypnotiseur befinden müsse. Um den Kontakt zwischen ihnen herzustellen, ist es durchaus nicht notwendig, daß sie sich im selben Raum befinden. Die Stimme ist die Hauptsache. Ich habe einmal eine sehr gelungene Hypnose per Telefon durchgeführt.«

»Aber ich versichere dir ja, daß ich weder aus dem Innern des Hauses noch von draußen Stimmen gehört habe. Alles war völlig still. Und das mit dem Telefon kommt wohl in diesem Fall nicht in Betracht; der Mörder hatte ja keine Möglichkeit, ein Ferngespräch – aus Oslo etwa – hierher durchzukriegen. Ich verstehe nicht recht, worauf du hinaus willst.«

»Wenn ich sage *Stimme*, dann meine ich nicht notwendigerweise die physiologische Stimme, den vom Trommelfell aufgenommenen Toneindruck. Es gibt auch eine seelische Stimme; auch mit dieser kann man sich an andere Menschen wenden – drahtlos, wenn du willst. Auch die seelische Stimme kannst du zu einem Willensorgan machen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein, das tue ich weiß Gott nicht.«

»Dann will ich versuchen, es dir zu erklären. Du hast sicher



schon von Magie reden hören. Oder nicht?«

»Aber mein Bester, ich habe doch die mittlere Reife.«

»Hoffentlich. Die meisten Menschen halten Magie für einen überlebten, alten Aberglauben, einen himmelschreienden Blödsinn, mit dem sich die Leute in alten Zeiten beschäftigten – lange bevor uns Newton und Einstein auf bessere Gedanken brachten. Und dennoch sind wir öfter, als wir es ahnen, magischen Einflüssen ausgesetzt; wir leben immer noch im Zeitalter der Magie, und wir betreiben selbst oft sowohl Schwarze wie auch Weiße Magie, ohne es zu wissen...«

Bugge blies einige dicke, ovale Rauchringe in die Richtung des Bücherbrettes.

»Die bewußte Magie ist auch noch nicht tot. Vor einigen Jahren sprach ich mit einer Dame aus Finnmarken. Sie erzählte, daß dort oben mindestens jeder fünfte Mensch sich auf Liebeszauber und Wettermacherei verstehe. Sie selbst wisse damit Bescheid und könne mich, wenn sie wolle, jederzeit in ihren Bann ziehen und mich zwingen, des Nachts zu ihr zu kommen. Zum Glück war sie so taktvoll, keinen Gebrauch davon zu machen. Sie war nicht mein Typ...«

»Wie kommst du gerade darauf?«

»Weil es mit unserer Sache zusammenhängt. Magie ist an sich nichts Übernatürliches; sie ist ein der Hypnose eng verwandtes Phänomen. Sie ist – wie soll ich es nennen? – eine Art Fernhypnose.

Du glaubst vielleicht, daß ich nicht ganz bei Troste bin, doch ist es tatsächlich meine Überzeugung, daß Liljan einfach ein Opfer Schwarzer Magie ist. Irgendwo befindet sich jemand, der sie ›verhext‹. Werner war das erste Opfer, und nun befindet sie sich in der Gefahrenzone...«

»Aber das ist ja der reine Hokuspokus. Ich glaubte immer, du seiest Psychoanalytiker und kein Mediziner. Du willst mir doch nicht weismachen, daß du dergleichen glaubst?«

»Nein, ich glaube es nicht, ich weiß, daß es sich so verhält.«

»Das hätte Mörk einmal hören sollen. Er wäre begeistert, einen Schüler wie dich gefunden zu haben...«

Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß die Tür sich öffnete und Sonja ins Zimmer trat. Sie war atemlos und vom Laufen erhitzt. Aber ihr gerötetes Gesicht kam nicht allein von der physischen Anstrengung; es hatte einen Ausdruck der Erregung und inneren Spannung. Sie stürzte geradeswegs auf mich zu und packte mich am Arm.

»Ihr müßt sofort mit in den Wald«, sagte sie, und das Sprechen fiel ihr vor Aufregung fast schwer. »Tann hat eine Entdeckung gemacht, die – ja, die – ganz merkwürdig ist...«

Wir begleiteten sie hinaus. Einige hundert Meter tief im Walde trafen wir Tann und Mörk, die sich einer sehr eigenartigen Beschäftigung hingaben. Sie lagen beide auf den Knien und waren offenbar im Begriff, den Waldboden zu erforschen. Tann blickte auf, als wir kamen, und warf Bugge einen etwas mürrischen Seitenblick zu. Er sah nicht sonderlich gut gelaunt aus, wogegen Mörk einen Ausdruck der Zufriedenheit und des Triumphes zeigte. Sonja zupfte mich am Arm. »Sieh nur«, sagte sie und deutete nach unten.

Ich folgte der Richtung ihres Zeigefingers und verstand zunächst nicht, was sie meinte. Doch dann ging mir plötzlich ein Licht auf, und ich spürte, wie es mich unwillkürlich durchschauerte.

Das, was Tann und Mörk da untersuchten, war ein Streifen freien, weichen Erdbodens. In dieser Erde war eine deutliche Fußspur zu sehen. Doch war nur ein Fuß darin abgedrückt, der linke; dort, wo die Spur des rechten Fußes zu sehen sein sollte, waren nur einige vier Zentimeter breite, kreisrunde Vertiefungen. Es waren die Abdrücke eines künstlichen Beinstumpfes.

Ich mußte augenblicklich an das denken, was Lensmann

Braaten uns am ersten Abend gesagt hatte. Daß die Leute in der Siedlung oft Tore Gruviks Fußspuren gesehen hätten. Damals hatte ich nicht sonderlich darauf geachtet; ich war wohl davon ausgegangen, daß es sich um eine volkstümliche Ausschmückung der alten Sage handeln müsse. Doch nun sah ich es also mit meinen eigenen Augen. Nun war es jedenfalls erwiesen, daß wir nicht mehr allein im Walde waren.

Mörk erhob sich und betrachtete Bugge und Tann mit herausfordernder Ironie.

»Nun, meine Herren,« sagte er und klopfte sich die Erde ab. »Wie sollen wir uns das erklären? Denn schließlich hat ja alles seine natürliche Erklärung, nicht wahr?«

Tann brummte etwas und erhob sich ebenfalls. Ich blickte Bugge an. Sein Gesicht war phlegmatisch und verzog keinen Muskel. Er sah nicht so aus, als ob ihn diese Entdeckung sonderlich erschüttert hätte. Doch war ihm deutlich anzusehen, daß sie ihn interessierte. Er stand da und betrachtete die Fußspuren mit seinem charakteristischen spähenden Blick.

»Ganz putzig«, murmelte er. »Das paßt ja ausgezeichnet. Ganz ausgezeichnet...«

»Ist es nicht möglich, diese Spuren weiterzuverfolgen und zu untersuchen, wohin sie führen?« fragte ich Tann. »Oder könntest du nicht herausfinden, woher sie kommen?«

»Leider nein. Es ist äußerst schwierig, sie durch die Heide hier zu verfolgen, und allem Anschein nach führen sie zu dem Pfad, wo die Erde festgetreten ist. Es sieht so aus, als ob es diesen Wiedergänger in die Nähe unserer Hütte zieht; die Richtung der Schritte deutet darauf hin, daß er dort gewesen ist. Soweit ich es beurteilen kann, stammen diese Spuren aus der letzten Nacht.«

Letzte Nacht? Dieses Wesen hatte sich also in der Nähe des Hauses befunden, als Liljan in Trance zum See ging. Es hatte sie mit den Augen verfolgt – oder vielleicht waren es auch seine

Augen gewesen, die sie dahin gezogen? Er hatte wie eine unsichtbare Säule im Dunkeln gestanden, als ich hinter ihr herlief; vielleicht hatte ich ihn im Abstand von wenigen Metern passiert? Als ich so daran zurückdachte, wußte ich, daß ich es gefühlt hatte; ich hatte diesen Blick geahnt, diese toten, haßerfüllten Augen, die mir zwischen den Baumstämmen entgegenstarrten...

Ich fühlte, wie Sonjas kleine, starke Finger meinen Arm preßten, daß es fast schmerzte. Ich nahm ihre Hand und drückte sie ermunternd. Es ist immer eine Erleichterung, ein anderes und schwächeres Wesen unter seinem Schutz zu haben, wenn man sich selbst nicht besonders mutig fühlt.

Im Laufe des Nachmittags wurde die Luft immer drückender. Die Insekten ließen sich matt und dösig an den Fensterscheiben nieder; selbst die sonst so temperamentvollen Fliegen hatten alle Lebenslust verloren. Müde schleppten sie sich über das Fensterbrett und ließen sich widerstandslos mit der Fliegenklatsche liquidieren. Es lag eine tödliche Schwüle in der Atmosphäre, eine aufgespeicherte elektrische Spannung, die nach Entladung verlangte.

Es mochte wohl gegen einundzwanzig bis einundzwanzig Uhr dreißig sein, und es war draußen bereits ziemlich dunkel geworden, als der Küchenchef – meine Frau – feststellte, ich müsse ein paar Eimer Wasser holen.

Ich glaube, daß ich einige Einwendungen erhob, bevor ich Order parierte. Ich bin sonst immer ein gehorsamer Soldat in meiner Ehe gewesen und habe mich ungern dem Oberkommando widersetzt, es sei denn, daß es sich um einen offenkundigen Anschlag auf meine Bequemlichkeit handelte. Und ich stand unter dem Eindruck, daß dies jetzt der Fall sei. Aber nach einigen nutzlosen Verhandlungen, in deren Verlauf meine Frau schließlich damit drohte, einen der anderen zu bitten, gab ich schließlich nach, nahm in jede Hand einen Eimer und machte mich auf den Weg.

Es war eine ganz anständige Strecke; ich mußte bis zum Fluß hinunter, um Wasser zu holen, und ich war, offen gesagt, nicht besonders scharf auf einen einsamen Nachtmarsch, vor allem nicht nach der Entdeckung, die wir am Vormittag gemacht hatten. Ich hätte ja Bugge oder einen der anderen bitten können, mich zu begleiten, aber aus irgendeinem Grunde entschied ich mich dafür, allein zu gehen. Vielleicht, um mich selbst auf eine kleine Nervenprobe zu stellen.

Ich piffte einen Schlager vor mich hin und versuchte, mich nach besten Kräften aufzumuntern, als ich so mit den beiden schlenkernden Eimern durch den Wald stiefelte. Ich war fest entschlossen, meine alte Schwäche, die Waldangst, zu überwinden; ich wollte mich nicht von meiner eigenen Überempfindlichkeit ins Bockshorn jagen lassen. Ich panzerete mich mit einer nonchalanten Haltung; ich setzte meine Ehre darein, so langsam wie möglich dahinzuschlendern. Ist man nicht schließlich ein moderner Mensch?

Ich erreichte den Fluß ohne Zwischenfälle, füllte die Eimer und begab mich auf den Rückweg. Im Laufe dieser Minuten war es Nacht geworden, der letzte Widerschein der Sonne am Westhimmel war erloschen; der Mond hing wie eine riesige Karnevalslaterne über den Baumwipfeln und sandte ein fieberweißes Licht über die Landschaft. Die Natur selbst war irgendwie fieberig geworden; die Schwüle lag wie ein Teppich über den Bäumen; der Wind kam in kleinen, heißen Stößen aus dem Walde, erinnerte an einen stöhnenden Atemzug; es war, als ob ein krankes Wesen atme. Im Süden stieg eine dichte Masse blauschwarzer Gewitterwolken langsam über den Horizont. Sie kamen mit jeder Minute näher. Hin und wieder zuckte ein stummer Schein durchs Dunkel. In spätestens einer Stunde mußte es über uns sein.

Ich war ziemlich erledigt, als ich wieder auf den Weg kam; es war ein anstrengender Marsch gewesen, und die schwere Luft tat auch das ihre. Ich schwitzte wie ein Bergarbeiter und mußte

die Eimer niedersetzen, um ein wenig Luft zu schöpfen. Ich zog einen Zigarettenstummel aus der Tasche und machte einige tiefe, wohltuende Züge.

Während ich so dastand und mich ausruhte, hatte ich plötzlich eine seltsame Eingebung. Wenn ich heute daran zurückdenke, kann ich es nicht einfach als eine willkürliche Laune, einen Einfall erklären; es war noch etwas anderes im Spiel. Ich verspürte plötzlich eine unwiderstehliche Lust, nach dem Blausee hinüberzugehen!

Ich glaube, daß ich mich in diesem Augenblick in einem leicht getrübbten Bewußtseinszustand befunden haben muß; ich war meiner selbst nicht mehr ganz mächtig. Vielleicht war es der Marsch mit den schweren Eimern; ich bin ja nicht an derartige körperliche Anstrengungen gewöhnt, und mein Freund Mörk behauptet ja, daß jede körperliche Betätigung, die über das absolut Notwendige hinausgeht, eine Gefahr für das Bewußtseinsleben bilde. Ich konstatierte nur, daß ich unter irgendeinem Impuls begonnen hatte, mich auf den Blausee hin zu bewegen; meine Beine trugen mich mechanisch davon; da war etwas, was mich fortzog. Ich war fast selbst überrascht, als ich mich eine Minute später am Seeufer stehen fand; ich wurde sofort wieder vollwach und vermochte mir selbst nicht recht zu erklären, warum ich diesen Abstecher gemacht hatte.

Übrigens bot der See zu dieser Stunde einen bezaubernden Anblick; er wirkte noch geisterhafter als am Tage. Die morschen Baumstümpfe sahen in dieser Beleuchtung aus, als seien sie von Fleisch und Blut, große, unförmige Nöckenhäupter, die aus der Tiefe emportauchten, das triefende, grüne Haar hing ihnen über die glänzenden Augen; ich fühlte mich an Kitteisens Gemälde erinnert. Die Wasserrosen hatten einen seltsamen, entzündeten Glanz, eine hektische Weiße im Mondlicht; sie hatten etwas beinah tierisch Lebendiges an sich und bildeten einen scharfen Kontrast zur toten, blauschwarzen Wasserfläche. Auch die Bäume ringsum waren lebendig, eine dichte Schar

menschenähnlicher Wesen; das grüne Waldesdunkel verbarg wunderliche Gesichter; die Äste bewegten sich unmerklich im Winde: tastende Arme. Überall hörte man das Quaken der Frösche vom Uferrande, es klang, als käme es tief aus einem Abgrund.

Während ich so über den See hinausblickte, spürte ich, wie mich das alte Gefühl wieder beschlich: die Angst, das unbestimmte Empfinden, daß mich etwas bedrohe. Doch hatte ich nicht die Kraft, mich von der Stelle zu rühren; irgend etwas hielt mich zurück. Eigentlich fühlte ich mich nicht benommen; ich war völlig klar, aber mein Bewußtsein war eingefangen, von irgend etwas an diesem Ort magnetisch angezogen. Es kam mir der Gedanke, daß dies so etwas sein müsse, wie Werner es erlebt und beschrieben hatte. Doch ich wußte, daß ich die Kontrolle über mich nicht verlieren würde, ich selber würde nicht irgendeinem wahnsinnigen Impuls nachgeben.

Still stand ich am Ufer und starrte hinab ins Wasser. Warum? Ich fühlte einen unbeschreiblichen Drang, zu erproben, was Werner sein »großes Experiment« genannt hatte; ich wußte, wenn ich so stehenbliebe, dann würde ich etwas Ungewöhnliches zu sehen bekommen.

Und nach dem, was in den nächsten Sekunden geschah, hatte ich keinen Grund, mich enttäuscht zu fühlen.

Da war ein Geräusch auf dem gegenüberliegenden Seeufer, dreißig bis vierzig Meter von mir entfernt, das mich plötzlich aufblicken ließ. Irgend etwas hatte sich durch das Unterholz bewegt, ein Zweig hatte geknackt. Ich richtete meinen Blick dahin, woher das Geräusch gekommen – und spürte in diesem Augenblick, wie sich ein prickelnder Frost über Kopfhaut und Rücken ausbreitete; es war, als ob mich tausend winzige kleine Eisnadeln in die Haut stächen. Ich strengte meine Augen an: sah ich recht? War das eine Sinnestäuschung? Nein, ich sah recht; auf der anderen Seite des Sees stand ein Wesen und beobachtete mich.

Es war ein Mann. Er stand unbeweglich zwischen den Bäumen; die Umrisse seines Körpers zeichneten sich klar gegen den mondbeleuchteten Hintergrund ab. Doch wäre mir nicht das kleine Geräusch aufgefallen, dann hätte ich ihn nicht gesehen; ich hätte diese Gestalt für einen Schatten gehalten, eine Zufallerscheinung des Dunkels. Ich starrte ihn an, hypnotisiert, vielleicht mehrere Minuten lang. Meine Augen brannten wie Feuer, meine Schläfen hämmerten; das Frostgefühl pflanzte sich bis in die Nagelwurzeln fort.

Mit instinktiver Sicherheit wußte ich, daß dieses Wesen, dem ich gegenüberstand, kein lebendiger Mensch war. Es war ein Toter, ein Wiedergänger. Die Erscheinung war nicht materiell; es war mir, als verwischte sie sich langsam, als glitt sie über in etwas Nebelhaftes, Unbestimmbares. Das Gesicht konnte ich nicht deutlich wahrnehmen; aber ich spürte die Augen die ganze Zeit auf mich gerichtet. Sie leuchteten mit einer eiskalten Flamme, einer schwelenden, haßerfüllten Glut; sie drückten eine Willenkraft aus, wie ich sie nie zuvor gespürt; es war ein Blick, der nicht von dieser Welt war.

Ich weiß nicht, wie lange ich so stand und hinsah – bis ich aufschrie. Ein leiser, kleiner Ausruf, ein unartikulierte Stöhnen; es war, als ob mir das Grauen plötzlich aus dem Munde pfiff. Wie auf ein Signal machte die Gestalt dort drüben kehrt, humpelte in den Wald und verschwand. Ich sage *humpelte*; sie zog den einen Fuß nach; es war ein künstlicher Fuß, ein Holzbein...

Ich machte, daß ich nach Hause kam. Meine Glieder zitterten; kalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper; es flimmerte vor meinen Augen. Ich konnte gerade noch die Eimer tragen.

»Du bist sehr lange fortgeblieben«, sagte meine Frau und blickte mich forschend an, als ich endlich die Eimer in der Küche absetzte und tief Luft holte.

»Du kannst froh sein, daß ich nicht noch länger blieb«,



murmelte ich.

Ich erzählte den anderen nichts von dem, was ich gesehen. Ich will ungern für verrückter angesehen werden, als ich es bin.

## **10. KAPITEL**

### ***Worin Mörk genug hat, während Bugge unersättlich ist***

Genau um halb elf brach das Unwetter über uns los.

Die schwarzen Wolken trieben langsam, aber sicher wie eine unwiderstehliche motorisierte Armee über den Himmel. Sie bemächtigten sich nach und nach des ganzen Firmaments; der Mond wurde eingefangen und vernichtet; eine ägyptische Finsternis senkte sich über die Landschaft. Das ferne Dröhnen kam näher und näher; die Artillerie des Himmels war im Anmarsch; die weißen Blitze leuchteten in kurzen Zwischenräumen auf, immer stärker; die Geschütze dort oben schossen sich systematisch auf unsere Stellungen ein. Schließlich hatten sie sich herangepeilt, der erste Blitz zuckte auf den Wald hernieder wie ein ungeheurer Feuerspeer, ein heulendes Flammengeschoß. Es folgte ihm ein gewaltiges Krachen, eine mächtige Detonation; es war, als ob zwei Himmelskörper droben in der Nacht zusammenstießen. Sonja schloß sorgfältig alle Fenster.

Wir hatten uns dicht zusammengesetzt und uns über Tanns letzten Aquavit hergemacht. Was mich betrifft, so finde ich, daß Gewitter immer etwas Gemütliches an sich haben, etwas Intimes und Stimmungsvolles; die Menschen werden gewissermaßen enger zusammengeführt, wenn die Naturgewalten toben. Außerdem tritt die Schwäche der Frau immer so reizend zutage, jedesmal, wenn es donnert. In dieser Situation wirkte es jedoch nur aufreibend auf mich – wie eine weitere Nervenprobe. Ich wußte zum Beispiel, daß das Haus keinen Blitzableiter besaß. Ich war immer noch nervös und ziemlich fertig nach jenem kleinen Erlebnis im Walde; selbst die Flüssigkeit in meinem Glase konnte mir nicht darüber hinweghelfen.

Tann schien ebenfalls schlechter Laune zu sein; er war seit einiger Zeit ohnehin nicht mehr der alte; ich war mir völlig klar darüber, daß es Liljans wegen war. Den ganzen Tag war sie mit Bugge zusammengewesen, besonders nach dem seltsamen Zwischenfall am Vormittag; ein Zwischenfall, für den ich immer noch keine Erklärung hatte, denn Bugge wich ja konsequent allen meinen Fragen aus. Ich war auf mich selbst und meine eigene Phantasie angewiesen, aber ehrlich gesagt, konnte ich keine Erklärung finden. Ich fühlte mich verwirrt und niedergeschlagen – und mit guten Gründen. Nie zuvor hatte ich erlebt, daß eine solche Reihe merkwürdiger Dinge sich rings um mich ereignete, ohne daß ich den geringsten Sinn darin finden konnte.

Einen Augenblick lang – nach der Szene auf Liljans Zimmer – hatte ich ja Bugge gegenüber einen unklaren Verdacht gehegt, doch hatte ich ihn wieder fallen gelassen, nachdem ich mit ihm gesprochen. Er wirkte so beruhigend sicher und ausgeglichen, und wessen sollte ich ihn verdächtigen? Der Schwarzen Magie? Er mußte mich wohl auf den Arm genommen haben, als er davon erzählte. Oder wollte er nur die Front vernebeln, um seine wirklichen Meinungen und Absichten zu verbergen? Auf jeden Fall hatte sich mir das Wort Magie im Kopf festgesetzt; Hexerei und Schwarze Kunst lagen hier in der Luft; wir wurden ja alle anders vom bloßen Hiersein. Ich hatte das Gefühl, ich könnte verrückt werden, wenn ich mich länger in einer solchen Atmosphäre aufhalten mußte.

Bugge wandte sich immer an Liljan, wenn er sprach – nicht nur mit der Stimme, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit. Mein früherer Eindruck verstärkte sich: daß er stimulierend auf sie wirkte, kräftigend; sie plauderte und lachte und fühlte sich sicher in seiner Nähe. Es gingen elektrische Ströme zwischen ihnen hin und her; es strahlte etwas von ihm auf sie über. Da war kein Zweifel, daß Tann aus dem Felde geschlagen war.

Wie konnte das mit ihrem phantastischen Ausbruch vom

Vormittag zusammen stimmen? Als sie wie rasend auf ihn losgegangen war und geschrien hatte, daß er sie ertränken wolle? War es nur Hysterie, eine nervöse Nachwirkung dessen, was sie in der letzten Nacht erlebt hatte? War es eine Folge des Schocks, den sie am See erlitten? Vielleicht. Aber warum war sie an den See gegangen, warum hatte sie einen solchen Schock bekommen? Ich konnte keine Antwort darauf finden; ich fand für nichts eine Antwort. Ich sah klar und deutlich ein, daß ich nicht viel von der menschlichen Psyche verstand.

Mörk hatte es sich in seinem Sessel bequem gemacht und betrachtete die brennenden Scheite im Kamin. Die Flammen warfen einen flimmernden Widerschein auf seine bleichen, markanten Züge. Der Raum ringsum lag im Dunkeln.

»Es ist eine eigene Sache mit dem Grauen«, sagte er. »Die meisten haben es gefühlt, aber die wenigsten ahnen, was es ist und warum sie es empfinden. In Wirklichkeit ist das Gefühl des Grauens Ausdruck von etwas ganz Bestimmtem.«

Er machte eine Kunstpause, faltete die Hände über dem Bauch zusammen und lehnte den Kopf zurück. In dieser Beleuchtung sah sein Gesicht aus, als sei es in Gips modelliert. Es glich einer Totenmaske.

»In einem Land wie Indien gehen die meisten Menschen jeden Tag mit den Toten um, sehen jeden Tag Wiedergänger im buchstäblichen Sinne des Wortes – ohne die geringste Andeutung von Grauen zu empfinden. Und warum? Weil die orientalischen Völker – vor allem die Inder – eine ganz andere Weltanschauung haben als wir Europäer. Wir bilden uns ein, im Besitze der letzten Wahrheiten zu sein, der unvergleichlichen Weisheit. In Wirklichkeit sind wir völlig unwissend; wir sind Kinder, geistige Buschmänner; das einzige, was wir zustande gebracht haben, sind einige technische Spielzeuge, die von Rechts wegen ins Kinderzimmer gehören. Unsere Ohnmacht wird am deutlichsten offenbar in unserer Angst vor der Geisterwelt, unserer Angst vor Gespenstern – wir sind so wirr

vor Angst, daß wir ihre Existenz leugnen. Doch der Inder kennt keine solche Angst. Durch geistige Übung und Meditation hat er sich mit der unsichtbaren Welt vertraut gemacht, er ist eingeweiht; es ist für ihn ebenso selbstverständlich, mit den Geistern zu reden, wie es für uns das Zähneputzen ist, der Klatsch über unsere Mitmenschen, die Produktion schlechter Literatur...«

Ich stellte fest, daß Bugge jenes ironische Lächeln aufgesetzt hatte, das er für solche Gelegenheiten bereit zu halten pflegt. Aus irgendeinem Grunde ist er nicht imstande, seinen Freund ernst zu nehmen. Was mich betrifft, so fand ich das, was Mörk da sagte, recht fesselnd. Gerade auf mich traf es zu – abgesehen von der schlechten Literatur.

»Galileis Richter weigerten sich seinerzeit, in sein Fernrohr hineinzublicken«, fuhr Mörk fort. »Und warum? Weil es ihr Weltbild zerstört hätte; sie hätten den festen Boden unter ihren Füßen verloren – vielleicht wären sie wahnsinnig geworden. Sie verspürten Grauen. Aus dem gleichen Grunde hat der moderne westliche Mensch Angst, einen Dämonen zu sehen oder einem Wiedergänger zu begegnen. Im gleichen Augenblick würde sein Weltbild zusammenbrechen; der ganze imponierend naive Bau von Stahl und Beton, chemischen Formeln und Sexualliteratur, Psychoanalyse und radikalem Kultursnobismus – alles würde wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Er wagt nicht, die geistige Welt zu sehen; er wagt nicht, in das gefährliche Fernrohr zu blicken; er wagt nicht, das Kinderzimmer zu verlassen. Schon bei dem Gedanken überkommt ihn ein Grauen...«

Ein hallender Donnerschlag unterbrach Mörks Betrachtungen.

»Es hat eingeschlagen!« rief Sonja aus. »Ganz in der Nähe!«

Wie traten ans Fenster.

Das Unwetter hatte im Laufe der letzten Minuten an Kraft und Umfang zugenommen. Die Blitze zuckten unablässig durch die Finsternis, spreizten mächtige Feuerfächer über den Himmel,

Flammengewebe, die für den Bruchteil einer Sekunde im Räume still standen. Der Donner rollte unaufhörlich – eine Lärmlawine; es klang, als ob das Universum in seinem Gefüge krachte. Der Regen hatte auch eingesetzt – und was für ein Regen! Er kam in schweren Hammerschlägen gegen die Fensterscheiben; er schäumte gegen das Glas, Sturzsee über Sturzsee rollte gegen die Wände; vom Boden her konnte ich hören, wie es an einzelnen Stellen durch das Dach tropfte. Wenn die Blitze die Landschaft erhellten, blinkte es grün in den Wassermassen; ich hatte das Gefühl, mich in einem riesigen Aquarium zu befinden oder unten auf dem Meeresgrund – wo die Bäume unterseeische Wälder sind und die Blitze Meeresleuchten.

»Das ist ja toll«, murmelte Tann. »So etwas habe ich in diesen Breitengraden noch nicht erlebt.«

»Da schlug es wieder ein!« Sonja packte mich am Arm.

Ein gigantisches Flammenschwert hatte sich 30 bis 40 Meter entfernt senkrecht in die Erde gebohrt. Ein Baum zersplitterte wie ein Stück Reisig, brennend fiel die Krone nieder; ein heftiger Windstoß schlug durch Wand und Fenster. Ich hielt einige Sekunden den Atem an, während mir der mächtige Donnerschlag in den Ohren hallte.

»Nett, daß du mich darauf aufmerksam machtest«, sagte ich mit liebenswürdiger Ironie. »Noch ein solcher Blitz – und uns braucht nicht mehr vor einem langen und schmerzreichen Lebensabend zu grauen.«

Ich versuchte, es von der scherzhaften Seite zu nehmen, doch war mir nicht sonderlich wohl dabei. Sonja schmiegte sich eng an mich.

»Ich möchte wissen, ob wohl Menschen in dieser Nacht draußen sind«, flüsterte sie. »Hier im Walde.«

»Wie kannst du so etwas glauben?«

»Ich glaube es nicht. Ich sage: Ich möchte wissen...«

Diese Worte berührten etwas in mir; ich spürte aufs neue dieses Kribbeln an den Haarwurzeln. Ich wußte ja doch, daß da draußen ein Wesen war; ich hatte es selbst gesehen!

Es herrschte eine seltsame Doppelstimmung des Grauens in dieser Nacht; draußen im Dunkeln lauerten zwei Gefahren auf uns. Einmal die rein physische Drohung dieses Gewitters, zum anderen die Drohung einer fremden, unfaßbaren Natur; der schwarze Wald verbarg ein Monstrum, ein Wesen, das uns haßte, eine unsichtbare, zerstörerische Kraft. Früher oder später würde es zuschlagen, rasch und vernichtend, wie wenn der Blitz einen Baumstamm zerschmettert. Es lag eine symbolische Warnung im Rasen der Naturgewalten; es war die Ankündigung, daß ein anderes Unwetter bald über uns hereinbrechen würde; lange schon war die Luft schwül gewesen...

»Ich mag nicht zusehen, wie es blitzt«, sagte Liljan. Ihre eine Hand lag auf Bugges Arm; Tann beobachtete sie von der Seite. »Je mehr man sich damit beschäftigt, um so schlimmer wird es. Wollen wir uns nicht hinsetzen und so tun, als ob alles wie sonst sei?«

Wir begaben uns zurück an unsere Plätze und setzten uns. Tann schenkte den letzten Rest der Flasche aus. Bugge nippte an seinem Glas und wandte sich an Mörk.

»Deine Analyse des Grauens ist recht interessant«, sagte er. »Wenn man davon absieht, daß sie völlig falsch ist, was selbstverständlich ein bornierter und kleinlicher Einwand ist. Das Gefühl des Grauens hat nichts mit einer äußeren Geisterwelt zu schaffen; es entstammt einer inneren, verdrängten Welt im Menschen. Wenn ein Mensch sich vor Gespenstern fürchtet, so hat er im tiefsten Grunde vor sich selber Angst; er fürchtet seinen Wiedergänger: den unbewußten, toten Teil seiner selbst, der in der Nacht plötzlich ein neues und unheimliches Leben erhält. Er fürchtet das Dunkel, weil die Dunkelheit an die Nachtseite seines Wesens appelliert: an den Zerstörer, den Mörder, das Raubtier – an all das, was die Kultur in ihm

überwunden hat. Einen anderen Wiedergänger gibt es nicht.«

Mörk schüttelte gereizt den Kopf.

»Du leugnest die übersinnliche Welt, weil du sie nicht gesehen hast«, erklärte er. »Und du stellst dich damit – geistig gesprochen – auf eine Stufe mit dem Banruneger, der die Existenz von Eis leugnet.«

»Nein, nun wollen wir aber von etwas anderem reden«, warf ich ein. »Gibt es denn kein besseres Thema?«

Ich hatte genug von diesem Gespräch. Es betraf in allzu hohem Grade das, was mich die ganze Zeit beschäftigt hatte und was ich vergeblich von mir abzuschieben versucht hatte; es vertiefte die düstere Stimmung nur noch mehr. Als Mörk und Bugge mich jedoch ignorierten und mit ihrer Diskussion fortfuhren, beschloß ich, ein Buch aus meinem Zimmer zu holen. Ich erhob mich und ging resolut auf die Tür zu.

»Bring mir doch gleich ein Kissen mit!« rief Sonja hinter mir her.

Sonjas und mein Zimmer lag, wie schon erwähnt, ziemlich isoliert. Man mußte durch die Küche gehen, um dorthin zu kommen; es hatte keine Verbindung mit den anderen Räumen. Die Küche war stockdunkel, es war, als ob man in eine Katakombe ging; ich hatte meine Streichhölzer in der Stube vergessen und mußte mich vorsichtig hindurchtasten, um die Tür zu unserem Zimmer zu finden. Das Unwetter draußen hatte eine kurze Pause gemacht, und der Regen hatte nicht mehr die explosive Kraft von vorhin; das heftige Getöse war von einem milderem Ton abgelöst worden, einem gleichmäßigen Rauschen. Einige Sekunden war es verhältnismäßig still, und diese Stille machte es mir möglich, ein schwaches Geräusch wahrzunehmen, das sonst in dem Lärm untergegangen wäre. Ich wollte gerade die Hand auf die Türklinke legen, als ich plötzlich innehielt und die Ohren spitzte. Ich stand mäuschenstill und lauschte. War es Einbildung?



Im ersten Augenblick war ich überzeugt, daß ich mich verhöhrt haben müsse. Oder richtiger gesagt: ich konnte dieses Geräusch falsch gedeutet haben. Kein Zweifel, daß ich wirklich etwas gehört hatte, aber es konnte ja das gewöhnliche Knarren und Knistern in der Wand sein. Es gibt so viele seltsame Laute in einem solchen alten Haus, und man kann sie leicht mit etwas anderem verwechseln. Vor allem, wenn man nervös und überempfindlich ist.

Aber dann war es wieder da, und diesmal war kein Zweifel möglich: das Geräusch kam aus dem Zimmer. Und es war kein totes Geräusch; es war nicht das gewohnte melancholische Seufzen aus altersrissigen Wänden. Es war ein lebendes Wesen, das sich darin bewegte; das waren Schritte auf den Dielenbrettern. Ein Mensch befand sich in unserem Zimmer!

In solchen Situationen sagt sich ein nüchterner Mensch: Herrgott, das sind ja nur Ratten; das ist kein Grund, bange zu sein; es gibt ja keine Gespenster. Ratten sind sehr plausibel, letzten Endes bieten sie die Erklärung für neunzig Prozent aller übernatürlichen Phänomene; die verbleibenden zehn Prozent lassen sich mit Hilfe von Mäusen erklären. Doch ich wußte, daß weder Ratten noch Mäuse das Geräusch da drinnen verursacht hatten. Ich hörte deutlich, wie das Dielenbrett unter einem schweren Fuß aufstöhnte. Das waren unverkennbar Menschenschritte.

Ich blieb nahezu eine Minute in völliger Ungewißheit stehen. Mein Körper war lahm und gefühllos; ich stand weich in den Knien; mein Herz klopfte wie von einer weit vorgeschrittenen Nikotinvergiftung. Begreiflicherweise hatte ich die größte Lust, rasch kehrtzumachen und zu den anderen zurückzugehen. Aber ich wußte ja, daß ich ausgelacht werden würde, wenn ich mit hervorquellenden Augen und zitternden Händen hereinkäme und erzählte, daß sich ein Gespenst in meinem Zimmer befinde. Ich konnte ja riskieren, daß wir nichts fänden, wenn wir geschlossen hineingingen, um die Sache aufzuklären.

Das Wesen auf der anderen Seite der Tür hatte sich für einige Augenblicke still verhalten. Ich berechnete, daß es sich ungefähr mitten im Zimmer befinden müsse, gerade am Fußende meines Bettes. Ich meinte es zu hören: schnelle, beschwerliche Atemzüge, ein rhythmischer, pfeifender Ton. Ob es mich gehört hatte? Stand es unbeweglich dort drinnen im Dunkeln und wartete darauf, daß ich die Tür öffnete?

Wieder hörte ich die Schritte. Sie bewegten sich vorsichtig auf die eine Wand zu, die an Liljans Zimmer grenzte. Diesmal fiel mir etwas Neues auf: die Schritte hatten einen verschiedenen Klang, je nachdem, ob der eine oder der andere Fuß den Boden berühre. Jeder zweite Schritt hörte sich an, als ob ein stumpfer Gegenstand von Holz oder Kork gegen die Planken gestoßen wurde. Es war ein *hinkender* Rhythmus -.

In diesem Augenblick gab ich mir einen kräftigen Ruck. Vielleicht folgte ich nur einem wilden Impuls und gab meiner brennenden Neugier nach. Es kommt ja gelegentlich im Leben vor, daß man plötzlich alle Hemmungen beiseite wirft und ohne Berechnung oder Selbstkontrolle einen Sprung tut. Es liegt eine eigene kribbelnde Wollust darin, sich selbst zu überrumpeln und sich souverän über seine kleinen, feigen Bedenken hinwegzusetzen. Ich wollte sehen, was sich hinter dieser Tür verbarg.

In einer Sekunde war es getan. Ich biß die Zähne zusammen, ballte die rechte Faust, bereit, mich zu verteidigen gegen was immer auch komme, und drückte schnell die Klinke mit der Linken nieder. Dann stieß ich die Tür auf.

Im gleichen Augenblick blitzte es. So lange wie der Blitz dauerte, war es unmöglich, etwas zu sehen, alles war gleich weiß – Dach und Wände und Betten und Tisch waren eins –, und im nächsten Augenblick war alles rings um mich schwarz geworden. Ich war blind wie ein Maulwurf; wunderliche Figuren tanzten mir vor den Augen; ich stand hilflos da und blinzelte in die undurchdringliche Dunkelheit. Ich hatte ein

Gefühl im Kopf, als hätte ich einen wohlgezielten Schlag gegen die Kinnlade erhalten.

Einige wenige Sekunden stand ich so, bis ich mich wieder gefaßt hatte, doch hatte ich keine Zeit, meine Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Panik ergriff mich; ich hatte das Gefühl, daß sich zwei Arme mir tastend entgegenstreckten, nach meinen Kleidern griffen, mich festhalten wollten. Er, der andere, näherte sich, machte einen Schritt auf mich zu... Ich machte kehrt und stürzte aus dem Zimmer.

Draußen in der Küche rannte ich mit dem Kopf gegen die Wand, daß es mich fast betäubte; ein Sturm von Sternen sauste an meinem Blick vorbei. Ich war völlig außer mir vor Schreck und fuchtelte mit den Armen um mich, um den Ausgang zu finden. Ich stolperte über die Schwelle, fiel vornüber in den Gang, kam jedoch wieder auf die Beine und erreichte die Tür zur Kaminstube. Ich stieß sie auf und stürzte ins Zimmer. Die anderen starrten mich mit einem Ausdruck unverhohlenen Erstaunens an.

»Da ist jemand drin«, stöhnte ich. »Da ist jemand drin im Zimmer -.«

Wenn es meine Absicht gewesen wäre, sie zu erschrecken, so hätte ich mit dem Ergebnis zufrieden sein können. Offenbar war nicht nur ich allein nervös; sie fuhren aus ihren Sesseln hoch, als hätte ich »Feuer« gerufen. Nur Bugge blieb ruhig sitzen.

»Was sagst du da?« rief Sonja aus.

»Daß sich jemand in unserem Zimmer befindet«, wiederholte ich. »Geht nur selbst 'raus und seht nach, dann werdet ihr's sehen.«

»Wer ist da draußen?« Tann packte mich hart am Arm.

»Keine Ahnung. Wir hatten leider keine Gelegenheit, uns einander vorzustellen. Außerdem hatte ich keine Streichhölzer bei mir. Nehmt die Paraffinlampe mit.«

»Bist du völlig sicher, daß du nicht übergeschnappt bist?«

»Ganz sicher. Geht doch 'raus und seht selbst nach, verdammt noch mal.«

»Warum nicht?« Bugge erhob sich aus seinem Sessel. »Es ist doch wohl nicht so undenkbar, daß wir einen nächtlichen Gast bekommen haben, der bei diesem scheußlichen Wetter Unterschlupf sucht. Laßt uns gehen und ihn willkommen heißen. Hast du nicht eine Taschenlampe, Harald?«

Tann nickte und zog einen kleinen vernickelten Leuchstab aus der Tasche. Er schaltete ihn ein und ging auf den Korridor hinaus; wir anderen folgten ihm, einige zögernd. Ich selbst war darauf bedacht, den Schwanz der Schlange zu bilden.

Draußen in der Küche hielten wir an, das heißt, unser Anführer Tann machte halt. Der scharfe Lichtkegel durchschnitt das Dunkel; die Tür vor uns stand angelehnt; ich hatte sie bei dem raschen Rückzug nicht hinter mir zugezogen. Der Donner rollte draußen noch immer, doch war er bereits beträchtlich schwächer geworden; das Unwetter befand sich nicht mehr direkt über unseren Köpfen; es war jetzt im Begriff, vorüberzuziehen. Kein Laut kam aus dem Zimmer, jedenfalls keiner, der das monotone Trommeln der Regentropfen auf den Fensterscheiben übertönte. Es war, als ob wir automatisch gezwungen würden, vor der Tür haltzumachen; ein kalter Luftzug wehte durch den schmalen Spalt; offensichtlich hatte keiner von uns Lust, als erster hineinzugehen.

»Na?« sagte Bugge und versetzte Tann einen kleinen Stoß. »Warum sollen wir hier stehenbleiben? Oder soll ich die Lampe übernehmen?«

Tann ermannte sich, schob die Tür mit dem Fuß auf und trat entschlossen über die Schwelle. Wir folgten ihm dicht auf den Fersen. Erst jetzt bemerkte ich, daß das Fenster offenstand; Sonja mußte also vergessen haben, es zu schließen. Es schlug im Winde hin und her, eine feine Regendusche sprühte auf den

Flur. Tann ließ den Lichtkegel systematisch über jeden Quadratmeter des Raumes gleiten. Ich hielt den Atem an vor Spannung.

»Leer«, sagte er schließlich. »Hier ist kein Mensch. Du mußt also doch übergeschnappt sein, Bernhard.«

»Aber ich versichere dir, daß hier soeben ein Mann gewesen ist«, sagte ich. »Schließlich habe ich doch trotz allem meine fünf Sinne beieinander.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Nein, aber ich hörte ihn. Ich stand vielleicht einen Meter von ihm entfernt und hörte, daß er da war. Ein Irrtum war ausgeschlossen.«

Bugge rieb ein Streichholz an und entzündete ein Stearinlicht auf dem Nachttisch, während Sonja ans Fenster ging, um es zu schließen.

»Tritt nicht ins Wasser da!« rief Tann plötzlich aus. »Geh zur Seite, Sonja.«

Er hatte den Lichtkegel aufs neue suchend über den Flur gleiten lassen, und nun hielt er unmittelbar vor dem Fenster. Er beugte sich nieder und untersuchte einige nasse Flecken.

»Alle Wetter«, murmelte er.

Auch ich bückte mich und sah nun, was er meinte. Das, was ich im ersten Augenblick für Regenwasserpfüten gehalten, stellte sich jetzt als Schmutz heraus. Es befanden sich eine ganze Reihe solcher Schmutzflecken ringsum auf dem Flur. Sie hatten eine ganz bestimmte Form; es waren die Spuren eines Männerfußes. Rechts von diesen Spuren – parallel in einem Abstand von etwa zwanzig Zentimetern – verlief eine Reihe kleinerer Flecken – die Abdrucke eines künstlichen Beines. Sie glichen aufs Haar denen, die wir am Vormittag im Walde gesehen hatten.

»Dann hat er uns also einen Besuch abgestattet«, sagte Bugge.

»Ich finde, daß unser okkulter Freund jetzt anfängt, etwas aufdringlich zu werden.«

Tann war damit beschäftigt, das Fensterbrett zu untersuchen. Auch dort befanden sich einige Schmutzflecken.

»Er ist durch das Fenster hereingekommen«, stellte er fest. »Und ist auch auf dem gleichen Wege wieder hinausgelangt. Hier sind zwei Abdrucke seiner Schuhe.«

Er beleuchtete sie mit der Lampe; sie waren vom Regen fast aufgelöst. Der eine Abdruck wies ins Zimmer, der andere hinaus. Dieser war am deutlichsten, offenbar weil er später dorthin gekommen war.

»Jetzt fängt es an, gefährlich zu werden«, sagte eine Stimme hinten aus dem Raum. Das war Mörk. Er war eine Weile stumm gewesen; jetzt stand er mit verschränkten Armen da und betrachtete die Spuren mit einem düsteren Blick.

»Gefährlich?« Bugge blickte ihn fragend an.

»Ja eben, gefährlich. Sind euch nicht endlich die Augen darüber aufgegangen, mit welchen Mächten wir es zu tun haben? Dann wäre diese Expedition nicht vergeblich gewesen und sollte hiermit als abgeschlossen angesehen werden; ihr benötigt hoffentlich nicht weitere Beweise für die Existenz des Übernatürlichen. Ich schlage vor, daß wir sofort in die Stadt zurückreisen.«

Ich war ihm dankbar, weil er endlich das ausdrückte, was zu sagen ich mich die ganze Zeit gescheut hatte. Mich verlangte danach, von hier fortzukommen; es war ein fast unerträglicher Gedanke, noch einen Tag hierbleiben zu müssen. Aber Bugge zerstörte sofort meine Hoffnungen.

»Kommt nicht in Frage«, sagte Bugge. »Warum sollen wir völlig unverrichtetersache nach Hause reisen? Zogen wir nicht hierher, um Klarheit über Werners Tod zu schaffen? Es besteht wohl kein Grund, Hals über Kopf davonzulaufen, weil es hier ein bißchen spukt; das macht die Sache ja nur interessanter.

Offen gesagt, gefällt es mir hier immer besser; ich finde, es ist ein wirklich unterhaltsames Haus.«

»Unsinn«, sagte Mörk. Seine Wangen waren gerötet, und er wirkte erregt. »Wie lange soll dieses Spiel eigentlich noch weitergehen? Glaubt ihr vielleicht, man kann so weitermachen wie mit einer Art Gesellschaftsspiel? Wißt ihr nicht, daß es gefährlich ist, mit der übersinnlichen Welt zu spielen? Ich garantiere dafür: wenn wir uns nicht augenblicklich aus dieser Sache herausziehen, dann gibt es eine Katastrophe.«

»Aber ich bleibe hier«, erklärte Bugge bestimmt. »Ich habe mir eine Aufgabe gestellt, und ich habe nicht die Absicht, diesen Ort zu verlassen, bevor ich sie gelöst habe. Es ist nicht meine Art, ein Ziel auf halbem Wege aufzugeben. Das ist leider ein Prinzip von mir, beinahe das einzige, das ich habe. Wenn jemand darauf versessen ist, sich zurückzuziehen, hat er selbstverständlich das Recht dazu.«

»Selbstverständlich bleiben wir hier«, sagte Tann. Eine halbe Minute lang hatte er vornübergebeugt am Fenster gestanden und im Schein seiner Taschenlampe etwas draußen betrachtet. Er wirkte erregt, als er sich uns anderen wieder zuwandte; seine Augen hatten einen seltsamen hektischen Glanz.

»Gerade jetzt besteht kein Grund, die Sache aufzugeben, jetzt, wo wir direkt vor dem Ziel stehen. Ich glaube nämlich, daß ich heute nacht angefangen habe, zu ahnen, wie das alles zusammenhängt.«

Es entstand eine kleine gespannte Pause nach dieser Bemerkung. Aber niemand hatte mehr etwas zu sagen.

»Vielleicht hat eine der Damen Lust, zu reisen?« schlug Bugge vor. »Wie steht es mit dir, Sonja?«

Meine Frau schüttelte den Kopf.

»Ich will nicht reisen«, sagte sie.

»Und du, Liljan?«

Bugge blickte ihr prüfend in die Augen. Sie beantwortete seinen Blick mit einer seltsamen Miene der Unterwerfung; sie sah ihn etwa so an, wie ein Hund seinen Herrn anblickt.

»Ich ziehe nicht eher von hier fort, als ich alles über Teddy aufgeklärt weiß.« Ihre Stimme hatte einen festen Klang.

Mörk zuckte resigniert die Achseln.

»Na ja«, sagte er. »Wie ihr wollt. Wir können ja gern hierbleiben. Die Menschen haben nun einmal eine Schwäche dafür, ihre Städte am Rande von Vulkanen zu bauen. Doch mache ich euch darauf aufmerksam, daß ich es euch gesagt habe, und lehne hernach jede Verantwortung ab.«

Das Unwetter trieb immer weiter fort. Der Donner rollte schwächer und schwächer; die Blitze zuckten nur noch ausnahmsweise oben im Dunkeln. Der Regen rieselte still, ein zarter Geigenton draußen in der Nacht. Zum Fenster strömte ein frischer, kühler Geruch herein, ein Dunst von nassen Bäumen. Die Natur wirkte wie erlöst nach dem Sturm.

Wir gingen wieder in die Stube; Bugge und ich bildeten die Nachhut. Mein Freund blickte mich lächelnd von der Seite an.

»Herrgott, du bist ja leichenblaß, Bernhard«, sagte er. »Und deine Hände zittern. Willst du eine Zigarette?«

Ich nahm sie und inhalierte gierig einige Züge. Der milde, aromatische Rauch strömte beruhigend in meinen Körper.

»Was hältst du davon?« fragte ich.

Er blickte ausdruckslos vor sich hin.

»Es ist ganz eigenartig«, sagte er. »Der Mann mit dem Holzbein – das klingt wie der Titel eines schlechten Kriminalromans. Trotzdem glaube ich, daß dieser Kriminalroman nicht so übel ausfallen wird; es fehlen noch ein paar ziemlich dramatische Kapitel. Und offen gesagt, freue ich mich wirklich darauf, sie zu lesen...«



## **11. KAPITEL**

### ***Worin die Katastrophe eine Tatsache ist***

Ich war in dieser Nacht nicht besonders scharf darauf, in meinem Zimmer zu schlafen, zumal ich ganz allein darin bleiben sollte; meine Frau bestand darauf, daß sie bei Liljan liegen wolle; sie müsse auf sie achtgeben; die Schlafwandelszene der letzten Nacht durfte sich nicht wiederholen. Lange blieb ich auf dem Bett liegen, ohne mich auszukleiden; ich versuchte, ein Buch im Schein der Paraffinlampe zu lesen, doch fiel es mir schwer, mich darauf zu konzentrieren; ständig passierten die Ereignisse des Tages Revue; die Buchstaben glitten an meinen Augen vorbei, ohne einen Sinn zu haben. Ab und zu lugte ich zum Fenster, als ob ich erwartete, dort etwas zu sehen, irgend etwas, das plötzlich auftauchen könnte, doch war es unmöglich, etwas durch die dunklen Scheiben wahrzunehmen; es war, als starrte ich in eine schwarze Grotte. Das einzige Geräusch in der Stille rührte vom Wasser, das gegen die Scheiben trommelte.

Ich empfand es als eine Erleichterung, als Bugge eine Viertelstunde später in Schlafrock und Pyjama zu mir hereinkam. Er hatte ein großes Buch unter dem Arm.

»Hallo«, sagte er. »Ich glaube, ich quartiere mich heute nach bei dir ein. Tann ist eingeschnappt.«

»Du bist willkommen«, sagte ich herzlich. »Nett, daß du mir Gesellschaft leisten willst; offen gesagt, ich finde, daß es ziemlich ungemütlich ist, allein in diesem Zimmer zu liegen. Was ist mit Tann los?«

Bugge warf sich auf das Bett und legte die Hände unter den Kopf.

»Er ist reizbar wie ein nervöses Frauenzimmer. Gewiß ist es meine Spezialität, nervöse Frauenzimmer zu behandeln, aber

alles mit Maßen. Ich legte Wert darauf, in ruhiger Umgebung zu schlafen.«

»Vielleicht ist er eifersüchtig?« schlug ich vor. »Vielleicht glaubt er, daß du versuchst, ihm Liljan auszuspannen?«

Mein Freund ignorierte die Frage. Er öffnete das mitgebrachte Buch und begann, darin hin und her zu blättern.

»Was hast du da für eine Ferienlektüre?«

Er blickte auf den Umschlag.

»»Die Göttliche Komödie.« Von Dante Alighieri. Berühmter Dichter der frühen italienischen Renaissance. Soll ein gutes Buch sein; hatte eine Reihe guter Besprechungen – nach den Verlagsanzeigen zu urteilen.«

»Ich glaubte, daß sich nur Mörk und Werner für solche alten Klassiker interessieren«, sagte ich lächelnd. »Mit den Klassikern ist es merkwürdig; je weniger sie gelesen werden, um so höher steigt ihr Ruhm; ihr großes Geheimnis besteht darin, daß sie völlig unlesbar sind. Ich persönlich ziehe Dickson Carr und Agatha Christie vor...«

Bugge hatte ein kleines loses Blatt Papier zwischen den Seiten herausgenommen. Er hielt es gegen das Licht und betrachtete es genau.

»Seit ich im Alter von siebzehn Jahren Dostojewskis ausgezeichnete Kriminalromane las, habe ich mich beschämend wenig mit der schönen Literatur befaßt«, sagte er. »Und im Grunde interessiere ich mich weniger für dieses Buch als für das Lesezeichen, das darin liegt. Es ist wirklich ein ungewöhnliches Lesezeichen.«

Mein Freund neigt nun einmal zu exzentrischen Einfällen, doch kam mir dieser gänzlich belanglos vor; ich verspürte nicht die mindeste Neugier. Ich gehöre nicht zu dem Typ, der über ein seltenes Exlibris in Verückung gerät oder fühlt, wie sich beim Anblick einer alten Briefmarke die Seele weitet. Eine Weile lag

ich stumm da und starrte zur Zimmerdecke hinauf.

»Warum antwortetest du so abweisend auf Mörks Vorschlag, daß wir in die Stadt zurückreisen sollten?« fragte ich. »Gibt es strenggenommen einen Grund, noch länger hierzubleiben? Dieser Aufenthalt ist ja völlig zwecklos; wir richten hier oben doch nichts aus.«

»Im Gegenteil«, erklärte Bugge. »Wir richten eine ganze Menge aus. Eben bin ich, wie gesagt, auf ein sehr bemerkenswertes Lesezeichen gestoßen.«

»Ein Lesezeichen?« Ich schnaubte. »Das tut doch nichts zur Sache.«

»Sag das nicht. Ein Lesezeichen kann ein höchst bemerkenswertes Dokument sein. Hast du nicht Lust, es dir einmal anzusehen?«

Er reichte mir einen kleinen Bogen, der offenbar aus einem gewöhnlichen Schreibblock mit liniertem Papier gerissen war. Die eine Seite war mit einigen Figuren und Zahlen bedeckt – typischen Kritzeleien, wie man sie hinwirft, wenn die Gedanken woanders sind und man Bleistift und Papier zur Hand hat.

Ich betrachtete es einige Sekunden und schüttelte dann ratlos den Kopf.

»Was willst du damit sagen, wenn du dies hier ein äußerst bemerkenswertes Dokument nennst? Daß irgend jemand einige zufällige Figuren hingeschmiert hat, ist doch wohl belanglos? Das ist ja nur eine sinnlose Kritzelei; das sieht aus, als ob es unabsichtlich gemacht worden sei...«

»Eben darum, lieber Bernhard. Eben darum ist es interessant. Solche Dinge, die man ›unabsichtlich‹ macht, wie du sagst, können wichtige seelische Geheimnisse enthalten. Es ist das Unterbewußtsein, das plötzlich durchbricht und sich die Tatsache zunutze macht, daß die Kontrolle des Bewußtseins geschwächt ist; einige solcher kleinen Figuren können weit mehr von einem Menschen erzählen, als er selbst ahnt. Man

muß immer vorsichtig sein, wenn man so geistesabwesend dasitzt und den Bleistift laufen läßt, dann schreibt man nämlich unbewußt seine Autobiographie.«

»Aber, Herrgott, ich habe doch oft selbst so dagesessen und ein Stück Papier bekritzelt, wenn ich arbeitete und auf die Inspiration wartete. Solche Zettel liegen haufenweise bei mir zu Hause auf dem Schreibtisch.«

»Zweifellos. Und wenn ein psychoanalytisch geschulter Literaturhistoriker sie in die Hand bekäme, würde er eine höchst unangenehme Abhandlung über die Grundlagen deiner Dichteritis schreiben.«

»Ich werde sie wahrhaftig verbrennen, sobald ich wieder zu Hause bin«, murmelte ich.

Bugge lächelte.

»Sieh dir einmal das Dokument da etwas näher an«, sagte er. »Du kannst es als einen Rebus, ein Fixierbild mit der Frage: Wo ist der Mörder? betrachten.«

Ich folgte seiner Aufforderung. Ohne nennenswertes Ergebnis.

»Ich glaube nicht, daß ich Rätselonkels Prämie für aufgeweckte Knaben verdiene«, sagte ich. »Aber soviel ich sehe, handelt es sich bei den beiden Zahlen vermutlich um Telefonnummern. 23.841? Ist das übrigens nicht Mörks Nummer?«

Ich reichte ihm das Papier zurück und blickte ihn fragend an. Er fuhr fort, zu lächeln.

»Du verdienst vielleicht eine kleine Aufmunterungsprämie, aber nur eine ganz kleine...«

Es war in dieser Nacht nicht leicht für mich, Schlaf zu finden; lange, nachdem wir die Paraffinlampe gelöscht hatten, lag ich da und starrte in die Luft. Noch steckte mir das letzte Erlebnis in den Knochen und erfüllte mich mit einer kribbelnden Unruhe.

Wieder sah ich die Gestalt am See vor mir, den stieren, gefrorenen Blick, der direkt auf mich gerichtet war, die plötzliche, humpelnde Bewegung, als er wieder im Walde verschwand und den schweren Fuß hinter sich nachzog. Und wieder erlebte ich die schrecklichen Sekunden, da ich wenige Meter von ihm entfernt im Zimmer stand, da ich ihn auf mich zukommen fühlte mit tastenden Händen... Die Bilder flimmerten kaleidoskopisch durch mein Hirn; sie waren wie Bruchstücke eines grotesken Films, eines Films von der Sorte, die nie durch die Zensur rutscht.

Ich hörte Bugges gleichmäßig ruhige Atemzüge neben mir; er schlief unbekümmert und lächelnd wie ein Kind. Ich ärgerte mich etwas über seine unerschütterliche Ausgeglichenheit; solche Menschen, die durch einen grotesken biologischen Zufall Stahldrähte statt Nerven im Leibe haben, wirken immer irritierend. Ich möchte wissen, ob er wohl Schmerzen fühlte in den Zähnen, wenn der Zahnarzt einmal darin herumbohrt.

Schließlich fand auch ich ein bißchen Schlaf. Ich entspannte mich nach und nach, verschloß mich langsam in mich selbst; meine wachen, bewußten Phantasien gingen allmählich in Träume über. Wieder war ich am See; wieder sah ich Tore Gruvik vom gegenüberliegenden Ufer zu mir herüberstarren. Diesmal nahm ich ihn deutlicher wahr; der Kopf war unverhältnismäßig groß; das Gesicht hatte nichts Menschliches mehr an sich. Der Körper war nackt und hatte vom Gürtel aufwärts eine grasgrüne Farbe, die leuchtete mit einem matten, schleimigen Glanz im Mondlicht; die Arme waren wunderbar kurz und hatte drei gelenklose Finger an jeder Hand. Nur der Unterkörper hatte Menschengestalt; er war halb Frosch, halb Mensch. Er bewegte sich nicht. Aber die Augen, die ungeheuren, ausdruckslosen Augen blickten die ganze Zeit auf mich, strahlten eine heimliche Kraft aus, versuchten mich einzufangen, mich zu hypnotisieren...

Ich muß etwa nach einer halben Stunde Schlaf aus diesem –

milde gesagt – unangenehmen Traum erwacht sein; in einer Art Dämmerzustand spürte ich, daß irgendwo eine Tür im Hause ging. Für einen Augenblick setzte ich mich im Bett auf; war es Liljan? Aber dann hörte ich wieder eine Tür knarren; das Geräusch kam nicht von Liljans Zimmer; es war von weiter her, und ich sank beruhigt in die Kissen zurück. Bald darauf hörte ich Schritte aus der Kaminstube; eine Türklinke quietschte metallisch; die Ausgangstür wurde aufgeschoben; irgend jemand ging in die Nacht hinaus. Es war in einer Art Halbschlaf, daß ich diese Eindrücke aufnahm, und ich machte mir keine Gedanken; ich raffte mich einfach nicht auf; ich war bereits wieder auf dem besten Weg in den Schlaf.

Eine Weile später wurde ich wieder geweckt, und dieses Mal war ich einige Sekunden lang hellwach. Ich richtete mich im Bett auf, rieb mir energisch die Augen und versuchte nach besten Kräften, klar im Kopf zu werden. Es klang so laut in meinen Ohren; es kam mir unabweislich so vor, als hätte ich einen Schrei gehört. Einen fernen, schrillen Ton weit draußen im Dunkel, einen kurzen schrecklichen Ruf wie von einem Menschen in äußerster Not.

»Bugge!« flüsterte ich. »Bist du wach? Schrie da nicht jemand?«

Doch er antwortete nicht. Ein rhythmisches Schnarchen von seinem Bett her sagte mir, daß er schlief; seine Nasenlöcher arbeiteten wie zwei Mühlen. Herrgott, was für ein Siebenschläfer!

Ich schloß die Augen und lauschte. Draußen war es still geworden; der Regen hatte aufgehört; der Nachtwind brauste gedämpft durch den Wald. So blieb ich vielleicht zwei Minuten sitzen, doch nichts geschah; da war kein ungewöhnliches Geräusch, das sich von dem Brausen der Nacht abhob. Ich beruhigte mich wieder; ich hatte wohl nur geträumt, daß ich diesen Schrei gehört hätte, oder vielleicht hatte Bugge auch im Schlaf gestöhnt. Ich legte mich wieder zurück und schlief ein.

Aber gerade in diesen Minuten hatte sich die Katastrophe ereignet.

Bugge war es, der mich am nächsten Tag schon bei Morgengrauen weckte. Ich pflege außerordentlich tief und fest zu schlafen, wenn ich erst einmal soweit bin, und er mußte mich ziemlich brutal rütteln, um mich wachzukriegen. Zunächst versuchte ich ihn abzuschütteln, indem ich mich demonstrativ auf die andere Seite drehte und mir die Decke über den Kopf zog. Doch das nutzte nichts; es war offenkundig, daß er sich nicht abweisen ließ. Schließlich richtete ich mich auf und blickte ihn gekränkt an.

»Was soll das eigentlich heißen?« rief ich verbiestert und mit belegter Stimme. »Weißt du nicht, daß ich es mir ausdrücklich verboten habe, am frühen Morgen geweckt zu werden? Was zum Henker...?«

Ich hielt inne, als ich sein Gesicht sah; vor Verblüffung blieb mir der Mund offenstehen. Er war völlig verwandelt; die bezaubernde Maske war plötzlich von ihm abgefallen; er hatte einen Ausdruck echten Schreckens. Weder früher noch später habe ich meinen Freund so aufgeregt gesehen.

»Du mußt machen, daß du augenblicklich hochkommst«, sagte er mit einer Stimme, die leicht zitterte. »Es ist etwas ganz Fatales passiert.«

»Was ist los?« Ich spürte eine leise Beklemmung in der Brust, eine ängstliche Ahnung.

»Tann ist verschwunden.«

»Verschwunden? Tann?«

»Ja. Im Laufe der Nacht. Und ich habe eine scheußliche Angst, daß ihm etwas passiert ist. Oder richtiger: ich bin dessen ganz sicher. Mach, daß du in deine Sachen kommst; wir müssen 'raus und so bald wie möglich nach ihm suchen.«

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, während ich mich

anzog; die Erinnerung an das kleine nächtliche Intermezzo tauchte in mir auf, ich entsann mich der Schritte, die ich gehört, und des kaum vernehmbaren Schreies draußen im Walde. Es war also doch ein wirklicher Schrei gewesen; Tann war in die Dunkelheit hinausgegangen, war irgendwo da draußen plötzlich von etwas Schrecklichem überrumpelt worden; er war es, der geschrien hatte. Ich hatte ein untrügliches Gefühl, daß es endlich geschehen war, was ich so lange erwartet – und gefürchtet hatte. Bugges Gesichtsausdruck überzeugte mich. Die Katastrophe war eine Tatsache; der Blitz hatte eingeschlagen.

Wir gingen in die Stube, wo die drei anderen schon versammelt waren. Aus ihrem Aussehen ging hervor, daß sie bereits eingeweiht waren; sie waren offensichtlich erschüttert; vor allem Mörk schien heftig erregt zu sein. Rastlos ging er, die Hände in den Taschen, hin und her; Liljan war graubleich, und ihre Mundwinkel zitterten; selbst meine Frau hatte auffallend wenig von ihrer Gesichtsfarbe behalten. Bugge ging geradenwegs auf die Haustür zu und öffnete sie.

»Machen wir uns sofort auf den Weg«, sagte er trocken.

Schweigend gingen wir den Weg hinunter auf den See zu. Bugge führte an; er ging ein paar Schritte vor uns anderen; der Kurs war bestimmt; es bestand einfach kein Zweifel darüber, in welche Richtung wir zu gehen hatten. Jedenfalls schien es so, als sei Bugge sich darüber im klaren. Als wir etwa dreißig bis vierzig Meter tief in den Wald gekommen waren, hielt er bei einem kleinen Pfad, der nach links abbog.

»Wir nehmen diesen Weg«, erklärte er. »Der ist kürzer.«

Wir folgten ihm. Ich fand es etwas seltsam, daß er gerade diesen Pfad wählte; ich wußte, daß er zu einem bestimmten Punkt am Seeufer führte; konnte er ohne weiteres annehmen, daß wir dorthin sollten? Woher konnte er so sicher wissen, daß dies eine Abkürzung war?

Nach einigen Minuten hatten wir das Gewässer erreicht. Es



lag tot und breiig vor uns im grauen Morgennebel; ein unreiner Dunst stieg daraus empor, ein feuchtkalter Verwesungsgeruch. Ringsum herrschte eine unheilverkündende Stille; die Vögel waren stumm, nur ein schwacher, summender Ton von Insekten vibrierte im Räume. Ein Mückenschwarm hing wie ein unbeweglicher tönender Schleier eben über der Wasserfläche, eine winzig kleine Orgel in der Luft; ein einziger geheimnisvoller Akkord. Einige große spinnenartige Wesen zogen blitzschnell Furchen durch den schleimig belegten Spiegel. Nie hatte ich eine so tiefe Abneigung gegen diesen Ort verspürt wie jetzt.

Bugge ging einige Schritte am Ufer entlang und spähte forschend ins Wasser hinunter, bis er plötzlich mit einem Ruck innehielt. Dann blieb er ruhig stehen, streckte den Arm aus und sagte: »Dort liegt er.«

Er lag auf dem Grund, unmittelbar vor einem flachen Vorsprung; wir konnten ihn gerade noch dort unten in der blaugrünen Dunkelheit wahrnehmen. Sein Körper war wie von einem heftigen Krampf verzerrt; er war ganz in Algen eingebettet, grünes, klebriges Gras, das sich über seine Glieder gebreitet hatte. Sein Gesicht war nach oben gewandt, und die Augen standen weit offen; es sah aus, als ob er uns anstarrte.

Keiner von uns sagte etwas. Es war ein schrecklicher Augenblick, und was mich angeht, so war ich wie versteinert. Dennoch wirkte es nicht so stark auf uns, wie es das unter anderen Umständen getan hätte. Wir hatten es schon seit mehreren Minuten geahnt; der Hauptschock war bereits überstanden; es kam nicht mehr wie eine völlige Überraschung. Bugge hatte wieder die phlegmatische, kalte Maske angenommen, wie er da so auf dem Vorsprung stand; auch Mörk war nicht mehr so rastlos; er hatte einen Ausdruck der Entspannung, eine fatalistische Ruhe, als ob er nur noch das Unabwendbare registriere. Sonja war immer noch blaß; schwer atmend stand sie neben mir.

»Du großer Gott«, flüsterte sie. »Du großer Gott.«

Doch lag keine Panik in ihrer Stimme; sie war beherrscht; sie hatte sich unter Kontrolle.

Was mich am meisten erstaunte, was Liljans Anblick. Ich hatte erwartet, daß der Schock ihr die Besinnung rauben würde, statt dessen wirkte sie geradezu erleichtert. Ihre Wangen hatten neue Farbe bekommen, und die matten Augen waren lebendig geworden; sie wirkte, als sei sie plötzlich einer großen Bürde entledigt worden; sie atmete freier. Wie konnte sie es nur so leicht nehmen? War Tann nicht ihr Freund gewesen, ihr sehr intimer Freund?

Bugge brach das Schweigen und ergriff die Initiative zur Tat.

»Wir können hier nicht stehenbleiben und gaffen«, sagte er. »Ihr könnt mir helfen, ihn herauszuziehen. Es ist vielleicht am besten, wenn die Damen sich einstweilen zurückziehen.«

Tann lag ungefähr eineinhalb Meter unter dem Wasserspiegel; Bugge und ich mußten die Kleidung ablegen, um nach ihm zu tauchen, während Mörk uns vom Ufer aus unterstützte. Es war keine leichte Aufgabe; das Wasser war eiskalt, und der Grund gab nach, wenn wir darauf traten; es war, wie wenn man den Fuß auf Quicksand setzte. Ich dachte, wenn Tanns Körper nicht so von kräftigen Algen umschlungen worden wäre, dann wäre er weiter durch den Schlamm hindurchgesunken, und wir hätte ihn nie gefunden. Nach einigen Strapazen bekamen wir ihn endlich an Land; der leblose Körper war völlig steif, als wir ihn endlich niederlegten.

Wir kleideten uns wieder an; aufs neue blieb ich eine Weile still stehen und blickte auf den Toten nieder. Sein Gesicht zog den Blick automatisch an; der Ausdruck trat hier oben im Tageslicht deutlicher hervor. Das war nicht die entspannte, friedliche Totenmaske, die man so oft bei ertrunkenen Menschen sieht, sein Gesicht war stark verzerrt; der Mund war halb geöffnet wie in einem stummen Schrei; die Augen drückten

Schreck aus. Und ich fühlte, daß nicht nur gewöhnliche Todesangst in diesem Blick lag; es war die Angst vor etwas anderem, die Angst vor dem Unfaßlichen...

»Dies war es, wovor ich gestern warnte«, sagte Mörk plötzlich mit einer seltsam heiseren Stimme. »Ihr hättet auf mich hören sollen, anstatt dieses aberwitzige Spiel fortzusetzen; es rächt sich, wenn ein Uneingeweihter mit dem Jenseitigen zu spielen versucht. Es ist das gleiche Schicksal, das Hunderte von sogenannten Spiritisten getroffen hat. Zum Beispiel einen Mann wie Ludwig Dahl; ich verweise auf meinen Artikel in Nr. 4, Jahrgang 1937 der ›Geißel‹: Spiritismus als Gesellschaftsspiele. Es war eine unverzeihliche Torheit, nicht in der letzten Nacht nach Hause zu reisen.«

Bugge zuckte die Achseln.

»Du kannst dir die Rolle des Propheten Ezechiel sparen«, sagte er trocken. »Wir hatten heute nacht keine Möglichkeit, in die Stadt zurückzufahren. Man kann bei einem solchen Unwetter nicht zu Fuß von hier nach Oslo gehen, sofern man nicht Sportsmann oder in anderer Hinsicht völlig weich ist.«

»Nein, es ist selbstverständlich besser, zu warten, bis der Blitz eingeschlagen hat«, sagte Mörk höhnisch. »Ihr habt euch vermutlich gedacht, noch ein Weilchen hierzubleiben, nicht wahr? Bis keiner mehr von uns übrig ist?«

»Selbstverständlich.« Bugge stand über die Leiche gebeugt und hatte damit begonnen, sie zu untersuchen. »Wenn wir bisher keinen Grund hatten, hierzubleiben, so haben wir ihn jedenfalls nun. Hier ist etwas geschehen, was uns verpflichtet, uns wie erwachsene Menschen aufzuführen.«

»Du bestehst also darauf, diesen Aufenthalt fortzusetzen?«

»Ja.«

Mörk trat einen Schritt auf Bugge zu und blickte ihn anklagend an.

»Es gibt eine Sünde, die schlimmer ist als alle anderen, schlimmer als Hurerei und Mord, schlimmer als Verrat und Unehrlichkeit, sogar schlimmer, als moderne Schlönliteratur zu schreiben. Und das ist die Dummheit. Die Dummheit ist das unverzeihlichste aller Laster, sie ist die Sünde wider den Heiligen Geist. Kai Bugge, du bist *dumm*!«

Bugge richtete sich einen Augenblick auf.

»Im Gegenteil«, sagte er liebenswürdig. »Ich bin ausgesprochen intelligent. Zwar muß ich einräumen, daß ich etwas unvorsichtig bin, aber Unvorsichtigkeit ist eine wissenschaftliche Tugend. Die ersten Forscher, die mit Radium experimentierten, starben an Radium-Vergiftung; sie opferten sich auf dem Altar der Wissenschaft. Und wer mit einem weit gefährlicheren Material experimentieren will, nämlich mit Menschen, muß ebenfalls lebensgefährliche Risiken eingehen; er muß ebenfalls damit rechnen, daß das Material tötet...«

Er beugte sich wieder über Tanns Leichnam und fuhr mit seiner Untersuchung fort.

»Glaubst du, daß er – ermordet worden sein kann?« warf ich ein. »Findest du Anzeichen von Gewalt?«

»Nein.«

»Es sieht also so aus, als hätte er sich aus eigenem Willen ins Wasser gestürzt?«

Bugge antwortete nicht. Doch ich verstand, daß sein Schweigen eine Bestätigung bedeutete. Tann war also das zweite Opfer dieses Sogs aus dem Blausee – oder richtiger das dritte; Liljan war ja nur durch einen Zufall gerettet worden. Auch er war besessen gewesen, er, der nüchternste von uns allen. Plötzlich verstand ich, warum er sich gestern so seltsam aufgeführt hatte, weshalb er so verschlossen und nach innen gekehrt gewirkt hatte. Das war nicht allein wegen Bugges Flirt mit Liljan gewesen, obwohl das auch mitgespielt haben mochte. In erster Linie war er deswegen so gewesen, weil eine fremde

und phantastische Stimmung sich seiner bemächtigt hatte. Bei Nacht war er hier herausgegangen, von einem inneren Impuls getrieben; er hatte in das mondglitzernde Wasser hinuntergestarrt; er hatte den Maelstrom drunten in der Tiefe gespürt, den unsichtbaren Sog. Dann hatte er sich plötzlich nicht mehr zurückhalten können; die Besessenheit hatte ihn übermannt; er hatte vor Angst geschrien, vor wilder, desperater Angst; er hatte sich in die Wirbel hineingestürzt...

Eine Weile später konnte ich Bugge unter vier Augen sprechen. Er sah müde aus; seine Stirn zeigte eine bekümmerte Furche.

»Mörk kann mich mit einer gewissen Berechtigung anklagen«, räumte er ein. »Ich hätte ja wissen müssen, daß dies unmittelbar bevorstand. Es war ein schrecklicher Fehler, daß ich heute nacht nicht bei Tann liegenblieb; dann wäre dies nicht geschehen. Aber jetzt ist es zu spät.«

»Das brauchst du nicht so tragisch zu nehmen«, sagte ich. »Es hätte nicht den geringsten Unterschied gemacht, wenn du die Nacht woanders zugebracht hättest; du wärest nämlich unter keinen Umständen aufgewacht. Einmal versuchte ich, dich heute nacht zu wecken, aber vergebens; Dornröschens Schlaf war nur ein flüchtiges Nickerchen, verglichen mit deinem.«

»Was du nicht sagst.« Er wirkte ermuntert. »Das freut mich. Man wird schläfrig, wenn man den Kopf viel in Anspruch nimmt; und ich habe meine Gehirnrinde in diesen Tagen ziemlich abgewetzt.«

Eine Frage juckte mich:

»Woher konntest du eigentlich wissen, daß Tann etwas zugestoßen war, nur weil er sich zufällig nicht im Hause befand? Er hätte doch auf eigene Faust einen Morgenspaziergang unternehmen können, nicht wahr? Und woher wußtest du so genau, wo wir ihn finden würden? Du fandest ja den Weg sofort.«

Mein Freund warf mir einen seltsamen Blick zu.

»Liljan hatte es mir erzählt«, sagte er.

»Wie bitte?« Ich sperrte unwillkürlich die Augen auf. »Liljan? Sie muß also schon vorher hier am See gewesen sein und ihn gefunden haben?«

»Nein. Liljan ist überhaupt nicht aus dem Haus gewesen. Auch keiner von uns anderen.«

»Was sagst du da? Wie konnte sie dann wissen, daß Tann...? Hat sie vielleicht übernatürliche Fähigkeiten?«

Bugge nickte.

»Du kannst es gern übernatürlich nennen. Liljan hat unleugbar ganz eigenartige Fähigkeiten.«

Mir war, als wenn ein unsichtbarer Zirkel einen großen Kreis in meinem Kopf schlüge.

»Das verstehe ich, ehrlich gesagt, nicht«, erklärte ich ratlos, »Das wird dir niemand verübeln.«

»Mir kommt das alles, was hier oben geschieht, wie die reinste Mystifikation vor. Ein unlösbarer Gordischer Knoten...«

»Richtig.« Bugge lächelte selbstsicher. »Es bedarf mit anderen Worten eines Alexanders, um ihn durchzuhauen. Es wird Zeit, daß dies bald geschieht. Und ich kann dir verraten, der Alexander werde in diesem Falle ich sein.«

Ich blickte ihn skeptisch an. Aber er sah tatsächlich so aus, als ob er im Ernst spräche.

## **12. KAPITEL**

### ***Worin wir Verstärkungen holen***

Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir, Lensmann Braaten aufzusuchen.

»Eigentlich gibt es ja hier für ihn nichts zu tun«, behauptete Bugge. »Polizeileute eignen sich nicht für dergleichen Aufgaben; ihr Wirkungskreis müßte auf den Streifendienst und auf die Festnahme von Betrunknen beschränkt werden. Aber vielleicht ist es unsere Bürgerpflicht, ihn in einer solchen Situation zu benachrichtigen.«

Wir trugen Tanns Leichnam in die Kaminstube und begaben uns dann alle fünf in die Siedlung. Bugge und ich gingen voran; Mörk, Sonja und Liljan bildeten einige Meter hinter uns eine eifrig plaudernde Gruppe. Ich hörte nicht richtig hin, bemerkte aber doch, daß Mörk pausenlos seinen Standpunkt zu den Ereignissen darlegte und daß sowohl Liljan wie auch meine Frau stark gefesselt zu sein schienen; sie hingen die ganze Zeit an seinen Lippen. Mörk ist selbstverständlich Frauenverächter und genießt folglich ein großes Ansehen beim schwachen Geschlecht; nichts schmeichelt den Frauen mehr, als wenn man sie verachtet.

Auch meine Gedanken kreisten ständig um das soeben Erlebte.

»Ist es denkbar, daß Tann einen vernünftigen Grund hatte, sich das Leben zu nehmen?« fragte ich.

»Wenn er einen Grund gehabt haben sollte, so müßte man ihn wohl eher unvernünftig nennen«, bemerkte Bugge trocken. »Übrigens glaube ich, daß unser Freund etwas zu klar im Kopfe war, um Selbstmord begehen zu wollen.«

»Aber glaubst du nicht, daß er vom See angezogen wurde? Genau wie Werner? Und Liljan – um Haaresbreite?«

»Nein.«

»Aber was ist dann die Erklärung?«

»Ganz einfach: Harald Tann wurde ermordet. Irgend jemand hat ihn ins Wasser gestoßen.«

Ich hatte selbst fast erwartet, daß er das sagen würde; ich fühlte mich nicht sonderlich überrascht. Doch der Gedanke kam mir trotzdem unfassbar vor.

»Wie kannst du das so ohne weiteres annehmen?«

»Mir fiel folgendes auf: Als ich soeben Tanns Kleidung durchsuchte, fand ich einen kleinen Totschläger in seiner Tasche; er pflegte sonst nie damit herumzulaufen. Wenn der See ihn verhext hätte und er diesem höchst sonderbaren Sog zum Opfer gefallen wäre, dann würde er kaum eine Waffe mitgenommen haben, als er hinausging. Du erinnerst dich doch an Liljans Zustand, als sie zum See ging? Tann ist nicht in diesem Zustand gewesen. Ein Schlafwandler bewaffnet sich nicht.«

»Aber warum hätte Tann sich bewaffnen sollen?«

»Um auf eine Verteidigung gegen einen rein physischen Gegner, einen Menschen von Fleisch und Blut, vorbereitet zu sein. Harald hatte ja immer die fixe Idee, daß er sich auf der Jagd nach einem Mörder befände, und er rechnete damit, ihm letzte Nacht im Walde zu begegnen. Er ging wach und mit voller Überlegung ins Dunkel, um seine Beute zu fangen. Leider hat er seinen Feind unterschätzt.«

Mir lief ein Schauer über den Rücken.

»Dann ist er jedenfalls sehr leichtsinnig gewesen«, murmelte ich. »Er hätte uns auf jeden Fall wecken und um unsere Begleitung bitten sollen.«

»Natürlich. Aber er hat immer einen kleinen Nick-Carter-Komplex gehabt; er wollte die Dinge auf eigene Faust als der überlegene Detektiv aufklären.«



»Ich verstehe nur nicht, wie er sicher sein konnte, diesen Mörder gerade heute nacht zu finden.«

»Hast du ein so schlechtes Gedächtnis? Wir hatten doch gerade Besuch von unserem exzentrischen Gast gehabt, und das Regenwetter bot eine gute Gelegenheit, seinen Spuren in dem aufgeweichten Boden zu folgen. Tann wollte die Verfolgung aufnehmen, solange die Spuren noch frisch waren. Übrigens glaube ich, daß ihm gestern abend ein kleines Licht aufging, als er sagte, daß er den Zusammenhang ahne. Ganz unversehens ist er auf die richtige Lösung gekommen, und er brannte darauf, seine Theorie bekräftigt zu finden. Nur schade, daß *es* ihm das Leben kostete.«

Ich schwieg eine Weile und versuchte, meine Gedanken zu ordnen.

»Aber wie ist denn dieser angebliche Mord vor sich gegangen?« sagte ich dann. »Du behauptest doch, daß sein Körper keine Spur von Gewaltanwendung zeigte. Man ertrinkt doch nicht so ohne weiteres.«

»Nein, nicht so ohne weiteres. Aber er kann von hinten überrumpelt worden sein, während er einen Augenblick am Ufer stand; der andere kann sich vorsichtig an ihn herangepircht haben, um ihm dann einen heftigen Stoß in den Rücken zu versetzen. Wie du dich erinnern wirst, erwähnte er selbst vor einigen Tagen, daß er ein schlechter Schwimmer sei, und selbst ein Jonny Weißmüller könnte die Besinnung verlieren, wenn er plötzlich kopfüber ins kalte Wasser gestoßen würde. Er kann den Atem verloren, die Lungen voller Wasser bekommen und sich in Algen und Schlamm verheddert haben; wahrscheinlich ist er im Laufe ganz weniger Sekunden ertrunken. Übrigens ist es nicht unmöglich, daß er vor Schreck gestorben ist; du entsinnst dich doch seines Gesichtsausdrucks?«

»Ja, den vergesse ich nicht so leicht.«

»Es ist ja doch nicht das erstemal, daß ein Mensch am

Schreck gestorben ist.«

Ich spürte, daß ich immer noch ziemlich weich in den Knien war; meine Beine zitterten leicht beim Gehen; es ärgerte mich etwas, daß Bugge merken könnte, wie elend ich mich fühlte.

»Glaubst du, daß dieses Wesen, dieser Mörder, noch anderen von uns ans Leben will? Zum Beispiel dir und mir?«

»Nicht unwahrscheinlich.«

»Aber wer ist es? Wer ist dieser Mann mit dem Holzbein, dieses Waldungeheuer, das aus irgendeinem Grunde hier herumschleicht und bereits zwei Menschen das Leben genommen hat? Wenn du es wirklich weißt, gibt es dann einen Grund, so geheimnisvoll zu tun? Ist es vielleicht der geistesranke Mörder, der drunten in der Siedlung aus dem Fenster gebrochen ist? Ich kann keine Erklärung finden.«

Mein Freund scheuchte mit einer lässigen Handbewegung eine Fliege von seiner Wange.

»Es ist verständlich, daß du das wissen möchtest, Bernhard. Deine Wißbegier ist ohne Zweifel berechtigt. Unter uns gesagt, hoffe ich, dir die Antwort im Laufe der kommenden Nacht geben zu können. Wenn alles klappt, werde ich dir dann den letzten Akt des Dramas vorführen.«

»Und worauf geht dieser letzte Akt hinaus?«

»Du wirst den Mörder ziemlich aus der Nähe sehen – in einer sehr interessanten Schlußzene.«

»In dieser Nacht?«

»Eben. In der Nacht zum 23. August. In der gleichen Nacht, da Tore Gruvik sich vor genau einhundertzehn Jahren umbrachte. Also ein recht bemerkenswertes Datum; Braaten zufolge können wir unter anderem damit rechnen, daß wir Gruviks Todesschrei dort am See zu hören bekommen.«

Ich warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. Er machte nicht den Eindruck, als ob er mich zum besten hielte.

»Ich werde nicht richtig klug aus dir«, sagte ich. »Du meinstest doch gerade, eine natürliche Erklärung für das Geschehene gefunden zu haben; du hast behauptet, daß ein Mensch von Fleisch und Blut dahinterstecke. Und nun deutest du wieder auf die alte Geschichte von Tore Gruvik hin. Worauf willst du eigentlich hinaus?«

Bugge lächelte entgegenkommend.

»Das wirst du nach den Ereignissen der kommenden Nacht verstehen. Oder vielleicht wirst du es auch nicht verstehen. Strenggenommen hast du ja nie Sinn für Probleme gehabt, die schwieriger sind als die Rätsel der Sonntagszeitung...«

Gegen elf Uhr trafen wir beim Lensmann ein. Er hieß uns herzlich willkommen, drückte uns allen die Hand und bat uns, einzutreten.

»Nett, daß Sie mich besuchen kommen«, sagte er. »Es ist selten, daß die Leute einem einsamen, alten Sheriff einen Besuch abstatten. Wie gefällt es Ihnen eigentlich dort oben am Gespenstersee?«

»Danke, er entspricht so ungefähr seinem Ruf«, sagte ich. »Obwohl bisher nicht mehr als einer von uns drauf gegangen ist.«

»Wie bitte? Wo ist Tann denn abgeblieben?«

»Er ist leider tot. Im Blausee ertrunken. Ganz nach Rezept. Dies ist ganz einfach der Anlaß, der uns zu Ihnen führt.«

»Alle Wetter! Das kann doch wohl nicht möglich sein.«

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und strich sich über die Stirn. Die Farbe war für einen Augenblick aus seinem Gesicht gewichen.

»Wie ist das vor sich gegangen? Und wann?«

Ich erzählte ihm, was wir wußten – oder wenigstens das, was mir selbst geläufig war. Ich glaube, daß ich mich einer recht farbigen Sprache bediente, und es war leicht zu erkennen, daß

der Bericht einen ziemlich starken Eindruck auf ihn machte. Tann war ja sein Studienkamerad gewesen.

»Das ist ja toll«, rief er aus, als ich fertig war. »Es ist wirklich toll, daß dies gerade jetzt geschehen ist. Wissen Sie, daß ich den geisteskranken Ausreißer festgenommen habe?«

»Wann?«

»Gestern vormittag. Er kam einfach in die Siedlung hereinspaziert und meldete sich freiwillig. Und wissen Sie, warum? Er wagte es nicht mehr, sich im Wald aufzuhalten. Seiner eigenen unklaren und ziemlich sprunghaften Darstellung zufolge war er in der letzten Nacht ganz in der Nähe des Blausees einer Gestalt begegnet, einer hohen, grauen und ziemlich durchsichtigen Erscheinung, die deutlich den einen Fuß nachzog. Er war davon überzeugt, daß er Tore Gruvik gesehen habe. Soviel ich verstehe, ist er keinem von Ihnen begegnet. Er war verängstigt wie ein Kind und wollte unter keinen Umständen auch nur einen Tag mehr auf freiem Fuß bleiben; er war schon früher angeknackst gewesen, aber jetzt ist er völlig durchgedreht...«

Braaten zündete seine Pfeife an und zog einige schwere, stimulierende Wolken in die Lungen nieder. Ich überlegte. Wenn dieser Bursche bereits gestern vormittag verhaftet worden war, konnte er es also nicht gewesen sein, dem ich gestern abend im Walde begegnete; auch konnte er nicht während des Gewitters in meinem Zimmer gewesen sein – eine Möglichkeit, mit der ich gerechnet hatte. Übrigens war er also selbst dem anderen begegnet, diesem Wesen mit dem künstlichen Fuß, dem Waldschreck... Ich hatte nicht allein solche Gesichte.

»Ich muß sagen, das ist ja ein seltsames Zusammentreffen«, fuhr Braaten fort, »ein eigenartiger Zufall, daß Tann im See ertrank, kurz nachdem sich diese Gestalt in der Nähe gezeigt hatte. Man könnte sich fast versucht fühlen, zu glauben, daß doch etwas an der alten Sage dran ist. Ich lege sonst nicht ein so

großes Gewicht auf die Erzählungen Geisteskranker, doch muß ich einräumen, daß...«

»Geisteskranke Menschen können selbstverständlich die zuverlässigsten Aussagen über derartige Phänomene machen«, fiel Mörk ein. »Gerade die Geisteskranken haben oft die Fähigkeit, in die andere Welt hineinzublicken; sie haben ein geistiges Auge, das sogenannten normalen Menschen fehlt, einfach, weil die Normalen nicht anders als blind zu sein *wagen*...«

»Sehr wohl möglich«, murmelte Braaten. »Ich verstehe mich nicht sonderlich auf solche Dinge.«

Bugge hatte eine Weile stumm dagesessen und seine Hände betrachtet. Nun wandte er sich an den Lensmann.

»Eigentlich suchten wir Sie auf, um Sie um Unterstützung zu bitten«, sagte er. »Sie verfügen hoffentlich über einen Wagen, nicht wahr?«

»Ja. Ich habe so eine alte Einrichtung, die rollt, wenn man sie aufzieht.«

»Sofern die Wege befahrbar sind, könnten Sie uns vielleicht helfen, unseren verstorbenen Freund morgen zum Zug zu fahren. Wir können ihn ja nicht gut bei uns liegenlassen.«

»Das werde ich gern tun.«

»Meinst du, daß wir morgen nach Hause reisen sollen?« fragte ich Bugge.

»Es ist nicht notwendig, daß wir uns noch länger hier aufhalten. Zweitens möchte ich Sie bitten, uns schon heute mit hinaufzubegleiten, Braaten. Ich würde Wert darauf legen, daß Sie die Nacht mit uns auf der Hütte zubringen.«

»Mit Vergnügen. Glauben Sie, daß ich von Nutzen sein könnte?«

»Durchaus.«

»Vielleicht haben Sie eine bestimmte Theorie über das

Geschehene?»

»Ja. Und ich habe auch eine bestimmte Theorie über das, was geschehen wird. Ich möchte vorschlagen, daß Sie eine Schußwaffe mitnehmen.«

Braaten sah überrascht aus.

»Eine Schußwaffe?»

»Gewiß. Es könnte sein, daß wir sie gebrauchen werden.«

»Sie meinen also, daß hier ein Mord stattgefunden hat? Und daß sich der Mörder noch immer im Wald befindet?»

»Bravo. Sie haben eine beträchtliche Kombinationsfähigkeit, lieber Braaten. Sie haben meine geheimsten Gedanken durchschaut...«

Wir bekamen ein recht anständiges Mittagessen beim Lensmann und verbrachten einige in Anbetracht der Umstände gemütliche Stunden in seinem Hause. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als wir mit seinem Wagen hinauffuhren. Der Weg war nicht gerade eine Wunschstraße für einen alten Chevrolet; die Steigung war an einigen Stellen ganz beträchtlich, und es röchelte die ganze Zeit gefährlich im Motor. Wir schafften auch nicht die ganze Strecke, sondern mußten den Wagen einige hundert Meter unterhalb der Hütte abstellen.

Als wir bei der kleinen Rodung ankamen, blieb ich einige Sekunden stehen und betrachtete das Haus. Es machte einen fast lebendigen Eindruck, so wie es in der stillen Nachmittagssonne vor uns lag; das matte Licht bildete wunderliche Reflexe in dem dunklen Fensterglas; die Scheiben starrten wie ungeheure Pupillen auf einen bestimmten Punkt in der Landschaft. Alles war völlig still. Und dennoch lag eine seltsame Unruhe über diesem Ort, eine innere Spannung...

Die Haustür stand offen; wir mußten offenbar vergessen haben, sie zu schließen. Als ich über die Schwelle in die Stube trat, war da irgend etwas, was mich stutzen ließ, die gleiche

Stimmung, die Werner in seinem Tagebuch beschrieben hatte; ich wußte instinktiv, daß jemand in unserer Abwesenheit hier gewesen sein mußte. Ich betrachtete genau die verschiedenen Gegenstände im Zimmer – kein Zweifel: irgend etwas hatte sich verändert, seit wir das Haus am Vormittag verlassen hatten. Es kam mir so vor, als ob der große Tisch eine andere Stellung hatte; mehrere Stühle waren umgestellt worden; ein Buch hatte aufgeschlagen auf dem Brett über dem Kamin gelegen, und nun war es geschlossen.

Meine Entdeckung wurde auf unerwartete Weise von Sonja bestätigt. Sie war in die Küche hinausgegangen und kam nun plötzlich mit einem erstaunten Gesicht wieder zu uns hereingelaufen.

»Das verstehe ich nicht«, rief sie. »Da fehlt eine ganze Menge Lebensmittel. Eine Konservendose ist verschwunden. Und ein Brot. Und eine Menge Butter...«

Wir blickten uns einen Augenblick sprachlos an. Dann ließ Bugge einen leisen Pfiff hören.

»Aha«, rief er aus. »Unser anonymen Gast fängt an, wirklich warm zu werden. Der Wiedergänger ist hungrig geworden und hat es für ratsam befunden, sich zu verproviantieren. Dagegen läßt sich nichts sagen; mit der Verpflegung ist es wohl nicht weit her auf der Astralebene. Ich wußte allerdings nicht, daß Gespenster Sinn für Bjellands Fischfrikadellen haben. Aber der Verschiedene gedenkt vielleicht, sich im Laufe des Abends zu materialisieren.«

Mörk blickte ihn verächtlich an.

»Du redest daher wie ein Gymnasiast«, sagte er. »Pfui Teufel. Wirst du denn nie abiturient werden?«

Was mich betrifft, so konnte ich nicht finden, daß diese Episode Grund zur Heiterkeit gab; ich fand es geradezu unheimlich, daß uns dieses Individuum aus dem Walde schon wieder einen Besuch abgestattet hatte; offenbar umkreiste es

unsere Hütte wie der Falter das Licht. Aber Bugge hat ja seine eigene Weise, auf solche Dinge zu reagieren.

Es herrschte eine gespannte Stimmung an diesem Abend. Ich hatte die ganze Zeit das Empfinden, daß uns irgend etwas bevorstand; irgend etwas bereitete sich vor, und ich hatte eine intuitive Ahnung, daß Bugge der Regisseur war. Er hatte wieder jenen energisch wachen Ausdruck, der ihn bei vereinzelt, seltenen Gelegenheiten kennzeichnen konnte; er wirkte, als ob er an verborgenen Fäden zöge, eine unsichtbare Maschinerie bewege; er erinnerte mich unwillkürlich an einen Generalstabschef.

Für Braaten hatte er nicht viel Zeit. Unser Gast versuchte unentwegt, ihn bezüglich der Mordtheorie in die Enge zu treiben, doch gab er nur ausweichende Antworten. Schließlich schlug der Lensmann vor, daß wir den Distrikt durchkämmen sollten, um diesen Menschen zu finden, der sich, wie wir jetzt wußten, im Walde – vielleicht ganz in der Nähe der Hütte – befinden mußte. Bugge lehnte den Vorschlag ab.

»Wir haben bereits ein paar Versuche unternommen«, erklärte er. »Es ist völlig hoffnungslos. Man könnte ebenso gut nach einer Nadel in einem Heuhaufen suchen. Oder nach einer vernünftigen Bemerkung in Mörks Artikeln.«

So fiel mir die Aufgabe zu, Braaten zu unterhalten. Mir war klar, daß er nicht recht wußte, woran er war; es konnte ihm kaum einleuchten, warum Bugge ihn um jeden Preis hier heraufbemüht hatte, wenn man ihn trotzdem sich selbst überließ. Wenn er sprach, so hatte seine Stimme jetzt einen leicht gereizten Unterton. Mir war seine Verstimmung nur allzu wohl begreiflich: Bugge kann sich manchmal geradezu unverantwortlich aufführen.

Mein Freund fing an, sich noch auffälliger mit Liljan zu beschäftigen als zuvor. Er zog sie in einen entlegenen Winkel des Raumes und sprach lange mit ihr, wohl über eine Stunde. Es



war deutlich, daß dies keine gewöhnliche Plauderei war; beide waren sie völlig voneinander in Anspruch genommen; das Gespräch mußte sich um etwas ausgesprochen Wichtiges drehen. Sie sprachen so leise, daß ich kaum etwas verstehen konnte; nur einmal gelang es mir, einige Sätze aufzuschnappen.

»Ich sah alles völlig deutlich«, hörte ich Liljan sagen. »Gleich nachdem ich selbst ins Wasser gestürzt war, sah ich ihn hinter mir herkommen; er sprang an der gleichen Stelle ab und folgte mir in die Tiefe. Diesmal nahm ich seine Züge deutlich wahr; ich erkannte ihn wieder. Und ich hatte während der ganzen Zeit das seltsame Gefühl, daß ich gleichsam in die Zukunft blickte; dies war etwas, was erst in der nächsten Nacht geschehen sollte...«

»Also in der kommenden Nacht?«

»Ja.«

»Ich verstehe. Das paßt ja ausgezeichnet.«

Es fiel mir schwer, Bugges letzter Bemerkung zuzustimmen. Was verstand er? Und was paßte so ausgezeichnet?

Nachdem er dieses ziemlich eigenartige Gespräch beendet hatte, ging Bugge zu meiner Frau, um mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Er führte sie in den gleichen Winkel und versuchte offenbar, sie zu irgend etwas zu überreden. Ich beobachtete in aller Heimlichkeit das Mienenspiel der beiden; es schien, als ob Sonja sich zu Anfang heftig weigerte, dann aber sich breitschlagen ließ; unzweifelhaft mußte er auch auf sie einen hypnotischen Einfluß ausüben. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich dies vielleicht als den Versuch einer erotischen Annäherung von Seiten Bugges auffassen können – es fällt mir nun einmal schwer, mich meiner Freunde sicher zu fühlen –, und ich hätte rücksichtslos eingegriffen und alle Verhandlungen abgebrochen. Es war mir jedoch klargeworden, daß Bugge andere Absichten haben mußte. Er inszenierte ein Drama; er gab ihr eine wichtige Rolle; er instruierte sie. Vermutlich lag also

kein gewichtiger Grund für mich vor, einzugreifen.

Etwas später, am Abend, als ich in die Küche ging, um ein paar Flaschen Bier zu holen, traf ich Sonja; sie war im Begriff, das Abendessen zu bereiten. Zum ersten Male entdeckte ich Anzeichen wirklicher Nervosität bei ihr; sie war blasser als gewöhnlich, und ich bemerkte, daß ihre Hände leicht zitterten, als sie mit dem Brotmesser hantierte.

»Was ist los mit dir, Kleine?« sagte ich verwundert. »Hast du vor irgend etwas Angst?«

»Nein, durchaus nicht.« Sie wirkte ausweichend.

»Du hast ja Lampenfieber, Liebe. Glaubst du vielleicht, daß ich meine eigene Frau nicht durchschaue?«

»Vielleicht habe ich zu viele Zigaretten geraucht.«

»Nun mal 'raus mit der Sprache, Frauchen. Es bereitet sich doch heute abend irgend etwas vor, nicht wahr? Ich sah doch, daß du mit Bugge gesprochen hast.«

»Nein, Bernhard. Es ist nichts. Du mußt nicht so schrecklich neugierig sein. Übrigens ist es wohl nicht so seltsam, daß ich mich etwas komisch fühle nach allem, was hier in den letzten Tagen passiert ist. Mit Werner. Und mit Liljan. Und mit Tann.«

»Verflixt noch mal«, rief ich ärgerlich aus. »Warum werde ich immer kaltgestellt, wenn etwas los ist? Ich werde ja förmlich in Quarantäne gehalten. Bin ich wirklich so wenig vertrauenerweckend?«

»Durchaus nicht, Lieber. Du bist ein reizender, netter Junge. Sei so lieb und reich mir mal die Tassen dort oben!«

»Kommt nicht in Frage«, sagte ich mit Nachdruck. »Eine Frau, die vor ihrem Mann Geheimnisse hat, verdient nicht, daß man ihr Tassen reicht. Servus.«

Ich nahm eine Flasche unter jeden Arm und ging mit Haltung in die Stube zurück.

### **13. KAPITEL**

## ***Worin es vierundzwanzig Uhr in der Nacht zum 23. August ist***

Unsere kleine Gesellschaft begann bereits gegen elf Uhr sich aufzulösen; Sonja und Liljan wurden müde und gingen in Liljans Zimmer schlafen, und Mörk zog sich ebenfalls zurück. Er hatte sich in den letzten Stunden in sichtlich kriegesischer Stimmung befunden und sich etwa ebenso gesellig benommen wie eine ägyptische Mumie. Braaten, Bugge und ich blieben sitzen und unterhielten uns am Kamin; unser Gast taute allmählich wieder auf, als Bugge anfang, sich von der liebenswürdigen Seite zu zeigen. Die beiden tauschten einige Betrachtungen über ihr gemeinsames Interesse aus: die Kriminalistik, und der Lensmann erzählte ein paar fesselnde Geschichten aus seiner Praxis als Polizeibeamter. Wir hatten es wirklich recht gemütlich, wie wir so dasaßen, eingehüllt in den warmen Schimmer der brennenden Fichtenscheite; ich hatte eine alte Pfeife aufgestöbert, an der ich paffte, während ich in die Flammen blickte und mich in eine Art Nirwana versetzte. Es hätte eine Stimmung von Ferien und süßem Frieden über dieser Stunde gelegen, wenn ich nicht die ganze Zeit das unruhige Kribbeln im Blute gespürt hätte. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß dieser Friede nur die Stille vor dem Sturm war; die Atmosphäre hatte sich noch nicht entladen, sie war noch mit einem Blitze schwanger.

Ich blickte ab und zu auf Bugge, um, wenn möglich, auch bei ihm wenigstens Spuren einer Unruhe festzustellen. Hatte er nicht prophezeit, daß wir heute nacht den letzten Akt des Dramas erleben würden? Wenn meine Vermutung richtig war, daß er selbst diesen Akt inszenierte, daß er an geheimen Fäden zog, mußte er da nicht eine fast unerträgliche Spannung verspüren? Falls ja, so wußte er sie gut zu verbergen, er wirkte

fast apathisch; sein Gesicht war kalt und unbeweglich wie bei einem Yogi, und in seiner Stimme war nichts, das ihn verriet. Er sprach mit dem Tonfall eines alten, routinierten Rundfunkreporters.

Draußen war es Nacht geworden; ein blaues, zartes Augustdunkel umfing die Landschaft, breitete sich wie eine weiche, unstoffliche Decke über die Erde. Ich erhob mich von meinem Sessel und begab mich an das offene Fenster. Ein weicher, herbstlicher Hauch schlug ins. Zimmer, ein Duft aus allen Säften der Natur, ein Dunst des sterbenden Sommers. Ich verspüre an solchen Herbstabenden immer einen fast krankhaften Lebenshunger, vielleicht, weil dieser Geruch so aufdringlich an den Tod erinnert, es ist der bittersüße Duft der Vergänglichkeit, das hektische Aroma des Untergangs. Doch hatte ich es nie so stark wie jetzt empfunden, ich erlebte es mit allen Sinnen; heute nacht lag Schicksal in der Luft; heute nacht würde etwas zugrunde gehen. Es schwang ein fast unhörbarer Ton im Dunkel, ein Brausen aus dem Weltenraum, als wenn eine unsichtbare Mühle dort draußen zwischen den Sternen mahlte. Es war die Nacht zum 23. August, eine der schönsten Nächte des Jahres...

Bugge warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Es ist Viertel vor zwölf«, sagte er. »Wir nähern uns der Geisterstunde.«

Er erhob sich und kam mit den Händen in den Taschen auf mich zugeschlendert. In seinem einen Mundwinkel lag ein kleines Lächeln.

»Nun, Bernhard, wie fühlst du dich? Bist du bereit?«

»Bereit wozu?«

»Tore Gruvik zu begegnen. Ich dachte mir, wir sollten uns in den Mondschein hinausbegeben und ihn uns ein wenig ansehen. Du weißt, ich hatte dir versprochen, daß es heute nacht am See ein recht fesselndes Schauspiel geben soll. Du wirst dich nicht

langweilen.«

»Meinst du, daß wir an den See gehen sollen – jetzt?«

»Ja. Wir gehen am besten gleich; wir müssen zeitig dort sein. Es wäre ärgerlich, wenn wir zu spät kämen; eine solche Vorstellung werden wir in unserem Leben nicht noch einmal erleben.«

Ich bin, wie schon erwähnt, nie ein besonders mutiger Mann gewesen. Ich gehöre nicht zu der Sorte, die schwindelnde Berggipfel besteigt oder sich in einem leeren Faß den Niagara hinunterrollen läßt, nur um das Vergnügen zu haben, früh zu sterben. Gefahren haben mich nie verlockt; ich habe es immer vorgezogen, wie eine Maus zu leben, anstatt wie ein Löwe zu sterben. Und ich darf wohl sagen, daß es Dinge gibt, die mir verlockender erschienen als dieser Vorschlag von Bugge.

»Ehrlich gesagt, bin ich nicht besonders dazu aufgelegt...« begann ich vorsichtig.

»Nein, aber Bernhard, du bist doch wohl nicht bange vor einem alten anständigen Wiedergänger? Ich garantiere dir dafür, daß er dir nichts tun wird. Er wird nämlich im Laufe dieser Nacht unschädlich gemacht werden.«

»Aber es ist doch wohl nicht notwendig, daß *ich*...«

In meines Freundes Augen funkelte es fast boshaft.

»Kommst du mit?« sagte er. »Ja oder nein. Wenn du nicht mitkommst, werde ich allein gehen.«

Es gibt etwas, das noch schlimmer ist als die Furcht. Und das ist die Angst, furchtsam zu erscheinen. Sie ist eine solche Macht im Menschenleben, daß man ihretwegen sich in die größten Dummheiten stürzt; sie läßt alle Hemmungen über Bord werfen; sie macht zum Helden. Man muß ein ungewöhnlich großer Feigling sein, um ein wirklicher Held werden zu können.

»Selbstverständlich komme ich mit«, sagte ich.

Braaten hatte sich ebenfalls erhoben.

»Aber soll ich nicht auch an dieser Expedition teilnehmen?« fragte er. »Das klingt ja geradezu spannend.«

Bugge drehte sich zu ihm um. Das kleine Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden. Er wirkte so ernst wie ein Infanteriehauptmann in der Minute vor dem Sturmangriff.

»Ich würde es vorziehen, wenn Sie in der Hütte zurückblieben. Ich habe nämlich einen kleinen Auftrag für Sie!«

»Und der wäre?«

»Daß Sie das Haus für eine halbe Stunde bewachen. Es besteht eine geringe Möglichkeit, daß ein Gast auf Besuch kommt, während wir fort sind; in diesem Falle dürfen Sie Ihre alten Fähigkeiten als Polizist nicht vergessen. Sie dürfen diesem Gast nicht zu große Bewegungsfreiheit geben; es könnte nämlich sein, daß er an einem der Anwesenden einen Mord verüben will.«

Braaten nickte.

»Ich verstehe.«

»Sie dürfen unter Umständen nicht davor zurückschrecken, sich Ihres Revolvers zu bedienen. Selbst wenn das etwas unhöflich wirken und auf mangelnden Sinn für Gastfreundschaft deuten könnte.«

»In Ordnung. Sie können sich auf mich verlassen. Er wird schon einen würdigen Empfang finden, wenn er kommt. Ich werde es an der Bewirtung nicht fehlen lassen. «

Braaten schlug sich lächelnd auf die Jackentasche und setzte sich wieder an den Kamin; es sah aus, als ob ihm der Gedanke an ein kleines Tête-à-tête mit einem Mörder Spaß mache. Übrigens wirkte sein Anblick entschieden beruhigend; er war von einer massiven Breite, von einer selbstverständlichen Sicherheit des Auftretens; es war offenkundig, daß er kein Anfänger in seinem Fach sein konnte. Ich war froh, daß wir ihn bei uns hatten.

Bugge schritt zur Tür.

»All right. Machen wir uns also auf den Weg, Bernhard. Auf Wiedersehen, Braaten. In dieser oder in der nächsten Welt.«

Er faßte mich am Arm und hielt mich einen Augenblick zurück.

»Es ist denkbar, daß wir beobachtet werden«, flüsterte er. »Am besten spielen wir ein bißchen Versteck; wir müssen versuchen, so unbemerkt wie möglich in den Wald zu kommen. Wir müssen das Gelände ausnutzen, wie es in der Militärsprache heißt, und uns an der Hüttenwand entlang bewegen. Hier geht ein Pfad nach rechts.«

»Kennst du den Weg?«

»Selbstverständlich. Komm jetzt.«

Wir schlichen uns vorsichtig um die Hausecke und mußten uns einen Augenblick im offenen Gelände bewegen, um in den Wald zu kommen. Ich fühlte mich in diesem Moment ziemlich flau; meine Gestalt mußte ja im scharfen Mondlicht ganz klar hervortreten, und ich krümmte unwillkürlich den Rücken; am liebsten hätte ich mich hingelegt und gerobbt. Aber ein paar Sekunden später waren wir wohlbehalten im Dickicht. Bugge ging einige Meter vor mir; er bewegte sich mit federnden, leichten Schritten, etwa wie man durch ein Zimmer mit schlafenden Menschen geht. Ich ärgerte mich darüber, daß ich keine Turnschuhe anhatte; meine Sohlen schlugen hart auf den Boden, und das steife Leder knarrte unangenehm laut, wenn ich den Fuß beugte. Ein paarmal trat ich auf Zweige, die quer über dem Weg lagen; das machte einen höllischen Lärm; es klang in meinen Ohren, als ob ein Baum umfiele.

Der Mond hing schwer und weiß über unseren Köpfen, teilweise hinter einem dünnen Wolkengespinnst verborgen. In dieser Nacht schien er intensiver denn je; er glühte mit einem eiskalten Feuer; er glich einer gefrorenen Sonne. Das bleiche Licht glitt lüstern ins Waldesdunkel; züngelte über die

Baumstämme; die grauweißen Zweige zitterten schwach im Nachtwind, als wenn sie vor innerer Kälte erbeben. Wieder lag die Natur im Fieber, wieder litt etwas hier im Dunkel, zog sich in Krämpfen zusammen. Die Sterne flimmerten nervös am Himmel.

Mein schwarzer Schatten tanzte vor mir auf dem Pfade; er wirkte wie ein fremdes, unstoffliches Wesen, das mich die ganze Zeit Schritt für Schritt begleitete, meine Bewegungen parodierte, den Rhythmus meines Körpers karikierte, mich mit stummen Gebärden verhöhnte. Während ich ihn im Gehen anstarrte, war mir plötzlich, als ob er auch ein Gesicht habe. Ein lachendes, böses Gesicht, zwei schmale Augen, der Mund zu einem kalten Grinsen erstarrt...

Ich beschleunigte meine Schritte und ging neben Bugge. Ich wollte nicht mehr allein gehen; ich mußte ein anderes menschliches Wesen dicht bei mir fühlen. War es zu verwundern, daß Menschen wahnsinnig wurden, weil sie in einem solchen Wald allein lebten?

Er wandte sich, mir für einen Augenblick zu. Vielleicht irrte ich mich, aber mir war tatsächlich so, als ob er eine Idee bleicher wirkte als sonst. Ich war nicht sicher; es konnte ja auch am Mondlicht liegen.

»Nun, Bernhard, wie gefällt es dir? Ist es nicht eine prächtige Nacht?«

»Doch, sie ist nicht so übel. Obwohl ich mich im Augenblick mindestens zweier Nächte entsinnen kann, die entschieden vergnüglicher waren.«

»Sag nichts gegen die Nacht, bevor die Sonne aufgegangen ist. Es ist noch weit, bis die Hähne krähen. Jetzt liegt übrigens der See direkt vor uns. Wir biegen hier nach links ab.«

Wir verließen den Pfad und begannen so behutsam wie möglich, uns einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. Es war eine ziemlich ungemütliche Wühlerei; ich habe nie einen



besonderen Sinn für Dschungelromantik gehabt; die starren Zweige rissen mein Gesicht blutig, und hin und wieder schlug mir ein Ast heftig um die Ohren. Vielleicht bin ich in diesen Minuten lächerlich überempfindlich gewesen, doch hatte ich ständig das Gefühl, daß Fingernägel meine Haut zerkratzten und daß geballte Menschenfäuste nach mir schlugen. Unablässig blickte ich bald hier, bald dort hin; die ganze Zeit rechnete ich damit, plötzlich ein fremdes Wesen aus dem Unterholz auftauchen zu sehen, eine hohe, graue Gestalt, ohne feste Umrisse, denselben Menschen, den ich am See gesehen hatte...

Ich versuchte, mich Bugge so dicht wie möglich an die Fersen zu heften. Sein Rücken wirkte so beruhigend; ich bemerkte, wie ruhig seine Nackenmuskeln arbeiteten, wenn er einen Ast zur Seite bog. Erst in diesen letzten Tagen war mir klar geworden, worin Bugges eigentliche Überlegenheit bestand; in seiner beinahe unheimlichen Beherrschung aller Affekte, in seiner unverschämten Selbstsicherheit, in seiner Fähigkeit, kalt und klar auf ein Ziel hinzuarbeiten. Wo lag in diesem Fall das Ziel? Wußte er es selbst? Konnte er eine solche Sicherheit vortäuschen, ohne alle Fäden in der Hand zu haben?

»Jetzt sind wir da.«

Wir blieben am Waldrand stehen, wenige Meter vom Seeufer entfernt und ein kurzes Stück unterhalb des kleinen erhöhten Ufervorsprungs, von dem aus Liljan versucht hatte, sich ins Wasser zu stürzen.

»Wir legen uns hinter diese Büsche hier. Das ist ein glänzender Ausguck; wir haben freie Sicht nach allen Seiten. Versuche, dich so gut wie möglich zu tarnen.«

Ich gehorchte Bugges geflüstertem Befehl und bezog Stellung. Ich war mit nervöser Spannung geladen und fühlte mich wie ein Beobachter in vorderster Frontlinie. Nun waren wir dem Feinde direkt am Leibe; vielleicht befand er sich nur einen kleinen Steinwurf von uns entfernt; wir lagen unbeweglich

im Schatten und warteten seine Operationen ab. Dicht neben mir hörte ich Bugges Atemzüge; er atmete gleichmäßig und mühelos.

Der See lag in einem kalten, erstarrten Frieden vor uns im Mondschein. Zum ersten Male bemerkte ich, wie seltsam dieser Wasserspiegel das Licht reflektierte; es sah aus, als ob es von unten käme; der blauweiße, schimmernde Widerschein stammte gleichsam aus einer heimlichen Lichtquelle in der Tiefe, von einem unterseeischen Feuer. Doch das war selbstverständlich eine optische Täuschung. Die Luft war klar in dieser Nacht, und der Mond hatte einen stärkeren Glanz als sonst; es war begreiflich, daß die Strahlen tiefer dringen mochten.

Ich weiß nicht, wie lange wir stumm nebeneinander im Dunkel lagen, ohne daß etwas geschah. Vielleicht zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde. Allmählich machte sich die Nachtkälte bemerkbar, ich begann etwas zu frösteln und mußte mich in kleinen Abständen reiben, um mich warmzuhalten.

»Wie viele Stunden sollen wir hier noch so liegenbleiben und warten?« flüsterte ich Bugge zu. »Ich habe gehört, daß Lungenentzündung ziemlich unangenehm sein soll.«

»Du mußt nicht ungeduldig werden, mein Lieber. Nun dauert es nicht mehr lange.«

Ein Geräusch unmittelbar vor mir ließ mich zusammenfahren. Doch es war nur ein Frosch, der am Ufer krabbelte. Er machte einige langsame, grotesk menschliche Bewegungen, schleppte sich wie ein winzigkleiner krummer Gnom zum Wasserrand; es raschelte feucht im Gras. Plötzlich machte er einen Sprung in die Luft und verschwand mit einem kleinen Platsch im See.

Es vergingen noch einige Minuten, und ich begann, diese Passivität körperlich als immer lästiger zu empfinden. Die Landschaft lag tot und unveränderlich rings um uns; abgesehen vom monotonen Quaken der Frösche war kein Lebenszeichen in der Nähe zu spüren. Mir kam der leise Verdacht, daß dies nur

einer von Bugges üblichen exzentrischen Einfällen sein mochte. Wie konnte er so überzeugt sein, daß gerade in diesen Minuten etwas hier am See geschehen müsse? Konnte es wirklich einen Grund geben, noch viel länger hier auf diesem unbehaglichen Posten auszuharren?

»Es scheint, als ob dein Freilufttheater ein Fiasko wird«, murmelte ich. »Es hat nicht den Anschein, als ob die Darsteller sich auf der Bühne zu zeigen wünschen.«

»Warte nur.«

»Aber nun gedenke ich, offen gesagt, nicht noch viel länger zu warten. Ich lege Wert auf meine körperliche Gesundheit.«

Er blieb stumm. Ich wurde sehr ungeduldig.

»Hörst du, was ich sage?«

Doch er hörte nicht. Er hatte sich plötzlich auf die Ellbogen aufgestützt und das Gesicht in die andere Richtung gewandt. All seine Sinne waren plötzlich wie auf ein Signal angespannt; er starrte unverwandt in die Richtung des zur Hütte führenden Pfades.

Auch ich stützte mich auf, um festzustellen, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte. In der nächsten Sekunde wußte ich, was es war. Und ich hatte eben noch genug Selbstbeherrschung, um einen erschreckten Ausruf zu unterdrücken; nur ein schwaches Stöhnen entrang sich meinem Mund.

Dort auf dem Wege kam eine weißgekleidete Gestalt gegangen. Sie kam langsam näher; ihre Arme waren vorgestreckt, als ob sie nach einem unsichtbaren Gegenstand tastete; die Schritte waren mechanisch, schlafwandlerisch...

Es war eine Frau. Es war Liljan, die zum zweiten Male im Schlaf zum See ging!

Es vergingen ein paar Sekunden, bis ich meine Gedanken geordnet hatte. Dann richtete ich mich halb auf; ich war bereits

im Begriff, vorzuspringen, um sie anzuhalten. Aber Bugge wandte sich plötzlich um, packte mich hart an der Schulter und drückte mich wieder nieder.

»Lieg ruhig!«

Ich starrte ihn mit einem Ausdruck höchster Verwirrung an. Dann schlug ich seine Hand zur Seite und machte Miene, mich aufs neue zu erheben.

»Bist du völlig irrsinnig geworden?« rief ich aus. »Willst du, daß...«

»Lieg ruhig, du Idiot.«

Er zischte es mir ins Gesicht. Und gleichzeitig fing er meinen Blick auf; er starrte mich mit einer fast fanatischen Willenskraft an; es schlugen Flammen aus seinen Pupillen. Ich war wie gelähmt, als hätte mir jemand einen Schlag an die Schläfe versetzt; ich sank zurück und blieb passiv liegen, ohne ein Glied rühren zu können.

Aber in diesem Augenblick schoß erneut der ungeheuerliche Verdacht in mir auf: Bugge stand hinter allem, was hier oben geschehen war; *er* hatte seine Schwarze Magie hier im Walde ausgeübt! *Er* hatte Werner verhext; *er* hatte Tann ermordet; und *er* war es, der gerade jetzt Liljan in den Tod trieb. Und hier lag ich als Augenzeuge der Katastrophe – nicht imstande, einzugreifen; ich lag machtlos neben einem Ungeheuer!

Nur als einen unwirklichen Strom von Eindrücken konnte ich aufnehmen, was in den nächsten Sekunden geschah; mein Bewußtsein war abgestumpft; ich befand mich in einem Zustand reiner Apathie. Liljan kam dem Ufer immer näher, Schritt für Schritt; sie ging auf den kleinen Vorsprung zu; der Mondschein warf einen kalten Schimmer auf ihr weißes Nachtgewand. Nur noch wenige Meter...

Sie hielt am Ufer inne, direkt am Rand des Vorsprunges, sie blieb stehen und zögerte einige Augenblicke, wie wenn eine Stimme in ihr sie plötzlich warnte. Aber dann war es, als ob eine

unsichtbare Hand sie im Rücken schöbe, sie schwankte, verlor das Gleichgewicht und stürzte vornüber in den See. Als das Wasser rings um sie aufspritzte, sah es aus, als ob sich eine ungeheure nasse Faust um ihren Leib schlosse und sie hinunterzöge. Ein Schwärm von Blasen stieg empor und barst an der Oberfläche.

Ich glaube, daß ich zu rufen versuchte, doch war es mir nicht möglich, einen einzigen Laut über die Lippen zu bringen; meine Mundhöhle war trocken wie Wüstensand, meine Zunge gelähmt. Das Ganze mußte ein böser Traum sein, ein schauerlicher Alpdruck. Ich merkte, wie mein Unterkiefer schlaff herunterhing, die Augen standen mir tot und starr wie zwei Glaskugeln im Kopf; ich muß ausgesehen haben wie ein völlig Geistesgestörter.

Es verging eine Minute. Eine unendlich lange und schreckliche Minute, wo wir nur mäuschenstill nebeneinanderlagen, fast ohne zu atmen. Jedenfalls konnte ich nicht mehr hören, daß Bugge atmete, und ich wagte nicht, mich nach ihm umzublicken. Ich wußte nur, daß er dort lag, einen Meter von mir entfernt.

Da geschah etwas, was mich wieder wachrüttelte und mich sofort meinen Verdacht auf Bugge vergessen ließ; das war ja ein lächerlicher Verdacht, das Ergebnis eines Augenblicks geistiger Verwirrung. Es knackte ein Zweig ganz in unserer Nähe; ein Fuß trat auf einen Ast; ein Wesen, das die ganze Zeit unbeweglich im Dunkeln gestanden haben mußte, setzte sich in Bewegung, begann, sich vorsichtig durch das Gestrüpp zu manövrieren. Und unmittelbar darauf tauchte ein Mensch aus dem Walde auf.

Es war ein Mann. Er wandte uns den Rücken zu und ging langsam am Ufer entlang auf den kleinen Vorsprung zu. In dem Moment, wo ich ihn sah, erkannte ich ihn wieder; ich erkannte ihn an dem hinkenden Gang; es war der Mann, den ich in der letzten Nacht am See gesehen hatte!

Bugge stieß mich in die Seite.

»Letzte Szene«, flüsterte er. »Tore Gruvik von links herein...«

Der Mann war auf den Vorsprung hinausgetreten und blieb am äußersten Rande stehen. Er starrte ins Wasser, als sei er von seinem eigenen Spiegelbild fasziniert. Diesmal nahm ich ihn deutlicher wahr als zuletzt; es war trotz allem etwas Physisches an dieser Gestalt, etwas Stoffliches; er wirkte nicht mehr länger wie ein nebelhaftes Phantom. Erst jetzt konnte ich seinen versehrten Fuß richtig sehen; er hatte kein Holzbein: eher wirkte es wie ein Klumpfuß. Ich spürte, wie mich eiskalte Wellen durchbebten; war dies ein lebendiger Mensch oder ein Toter?

Eine halbe Minute stand er unbeweglich wie eine Statue dort draußen im Halbdunkel. Plötzlich begann sein Körper zu zucken, seine Glieder zitterten; er krümmte sich wie unter einem epileptischen Anfall. Er hob sein Gesicht, so daß seine Züge sich für einen Augenblick klar im Mondschein abzeichneten; es brach ein Ton aus seiner Kehle, ein gellender, rauher Ton; weißer Schaum stand ihm um die Mundwinkel; er schrie. Dann war es mit einem Male so, als wollten die Beine ihn nicht mehr länger tragen; er knickte in den Knien ein, machte eine halbe Wendung und stürzte seitlings in den See. Eine Woge bäumte sich schäumend aus der Tiefe empor; ein kalter Windstoß fuhr durch die Landschaft. Eine Weile gingen die Wellenringe über die Wasserfläche, wurden schwächer und schwächer. Bis alles tot und still war wie zuvor.

Wir blieben eine Weile liegen, ohne etwas zu unternehmen. Schließlich erhob sich Bugge und klopfte die Tannennadeln ab.

»Tore Gruvik ab«, sagte er trocken. »Der Vorhang fällt.« Ich war nicht imstande, mich sogleich zu erheben; ein dumpfes Brausen erfüllte meine Ohren; die Erschütterung hatte mich völlig erschöpft. Doch gleichzeitig fühlte ich mich mehr denn je zuvor in meinem Leben überrascht! Ich hatte nämlich etwas

gesehen, das mich ernstlich zwang, an meinen eigenen Sinnen zu zweifeln, etwas, was alles andere je Erlebte in den Schatten stellte. Ich hatte das Gesicht des Wiedergängers gesehen. In dem Augenblick, da er den Mond voll anblickte, hatte ich zum ersten Male seine Züge wahrgenommen. Und ich hatte ihn wiedererkannt. Es war Teddy Werner.

Bugge reichte mir eine Hand.

»Du mußt sehen, daß du hochkommst, Bernhard. Die Vorstellung ist jetzt vorbei. Unsere Mission ist zu Ende; wir haben hier nichts mehr zu tun.«

Ich sah ihn prüfend an. Er stand über mir, ebenso unangefochten und phlegmatisch wie gewöhnlich; seine Augen verrieten nichts von dem vorhin gezeigten seltsamen Ausdruck.

»Liljan!« rief ich aus. Meine Stimme klang spröde und fremd.  
»Was ist mit Liljan geschehen?«

»Nichts. Absolut nichts, versichere ich dir. Liljan schläft bei bestem Wohlbefinden in der Hütte.«

»Was sagst du da? Ich habe doch nicht angefangen, weiße Elefanten zu sehen? Ich bin doch nicht im Delirium...«

»Gewiß nicht. Du wirst bald den ganzen Zusammenhang verstehen. Er ist teilweise ziemlich kompliziert, doch nicht in dem Maße, daß ein Mann mit deinen Geistesgaben ihn nicht erfassen könnte.«

Ich kam wieder auf die Beine. Ich war matt und zerschlagen wie ein alter Mann; ich hatte das Gefühl, im Laufe weniger Minuten um mehrere Jahre gealtert zu sein. Wir begaben uns auf den Rückweg; diesmal nahmen wir den direkten Weg. Ich mußte mich auf Bugge stützen, um nicht zu fallen; das eine Bein schlief immer noch, und das Schwindelgefühl hatte sich nicht gelegt.

»Du mußt entschuldigen, wenn ich mir etwa so vorkomme wie einer, der das Erdbeben von San Franzisko überlebt hat«,

sagte ich.

Mein Freund nickte.

»Fühlst du dich groggy?«

»Groggy ist gar kein Ausdruck. Mein Kopf ist wie ein bombardiertes Feldlazarett. Wie um alles in der Welt hängt das zusammen? War es wirklich Werner, der die ganze Zeit...?«

»Ja. Werner hatte die Rolle des Tore Gruvik gespielt. Werner war es, der Tann tötete und versuchte, seiner Schwester das Leben zu nehmen – übrigens mittels einer Methode, die in der modernen Kriminalgeschichte beispiellos ist. Und schließlich war es Werner, der sich heute nacht ertränkte – und nicht vor heute nacht.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist ja unbegreiflich. Er war ja schon seit einer ganzen Woche tot und ertrunken; Braaten fand seine Spuren...«

»- die ganz richtig am See aufhörten und bewiesen, daß er sich dort hineingestürzt haben mußte. Aber ein des Schwimmens kundiger Mensch kann wohl an einer anderen Stelle des Ufers wieder an Land klettern, nicht wahr? Sagen wie einmal fünfzig bis sechzig Meter weiter unten.«

»Aber dieses Holzbein?«

»Mit dem er sich ausgerüstet hatte? Es ist ziemlich einfach, sich einen solchen kleinen Holzklötz unter den einen Stiefel zu montieren, so daß die Spuren an Tore Gruvik denken lassen. Erinnerst du dich des abgesägten Astes, den Tann in der kleinen Hütte fand? Und der Säge mit den blanken Stellen im Rost? Es scheint, daß er dort seine Werkstatt hatte.«

»Wo kann er sich nur die ganze Zeit aufgehalten haben?«

»Überall und nirgends. Wahrscheinlich hatte er eine bewegliche Basis; ab und zu hat er vielleicht in einer der Holzfällerhütten Zuflucht gesucht; hin und wieder dürfte er in einer der Höhlen am Fluß genächtigt haben. Es gibt genug



Schlupfwinkel im Walde.«

Wieder mußte ich den Kopf schütteln.

»Das klingt ja völlig hirnverbrannt«, wandte ich ein. »Mehr als unwahrscheinlich. Welche Absicht sollte er damit verfolgt haben? Ein Mann, der mit umständlichen Fußspuren und Schwimmübungen einen Selbstmord arrangiert und sich hernach ein Holzbein unternagelt, ein Mann, der nachts in Höhlen wohnt und als Wiedergänger im Walde herumhinkt, ein Mann, der seine Freunde und Verwandten ohne das geringste Motiv umbringt, ein solcher Mann muß doch...«

»Ganz richtig«, bemerkte Bugge. »Er muß verrückt sein, völlig verrückt.«

Als wir in die Hütte zurückkehrten, kam Sonja uns an der Tür entgegen. Ihr Haar war naß, und sie klapperte mit den Zähnen; sie hatte sich sorgsam in meinen Schlafrock eingehüllt und frottierte sich nach Leibeskräften, um sich zu wärmen.

»Es ist wirklich recht kühl, zu dieser Nachtzeit zu baden«, sagte sie.

»Wie bitte?« rief ich aus. »Du willst doch wohl nicht sagen, daß du...«

Ich sah plötzlich ein, daß die beiden leicht im Dunkeln zu verwechseln waren; Sonja und Liljan ähneln sich auffallend, und nun hatte meine Frau ihr Haar über die Schultern hängen lassen, wie Liljan es zu tragen pflegte. Außerdem hatte sie genau die gleichen Bewegungen gehabt, als sie auf den See zuing: die vorgestreckten Hände, die mechanischen Schritte...

»Deine Frau schwimmt ganz ausgezeichnet unter Wasser«, erklärte Bugge. »Vor einigen Tagen legte sie ja schon eine Generalprobe ab. Außerdem ist sie eine talentierte Schauspielerin, sehr empfänglich für Instruktionen. Vor allem aber ein wirklich mutiges Mädchen. Darauf habe ich dich wohl schon bei früherer Gelegenheit aufmerksam gemacht...«

Ich ging geradenwegs auf den nächsten Sessel zu und setzte mich. Ich fiel mit meinem ganzen Gewicht hinein – dem, was von meinen vierundsiebzig Kilo übrig war.

»Seid so nett und gebt mir einen Schnaps«, stöhnte ich. »Ich möchte furchtbar gern einen Schnaps haben, ehe sie mit dem Krankenwagen kommen und mich abholen...«

## **14. KAPITEL**

### ***Worin der Schleier gelüftet wird***

Wieder hatten wir uns vor dem Kamin versammelt – alle, außer Liljan; sie schlief immer noch, und Sonja bestand darauf, daß wir sie nicht weckten. Bugge hatte gerade Braaten und Mörk über die letzten Ereignisse orientiert, und vor allem der Lensmann sah aus, als ob er seinen eigenen Ohren nicht traute.

»Nun darfst du so liebenswürdig sein, den Schleier ein bißchen für uns zu lüften«, sagte ich zu Bugge gewandt. »Nun hast du wahrhaftig lange genug die Rolle der Sphinx gespielt.«

»Sehr gern. Ich werde euch mit Vergnügen alles erzählen, was ich weiß.« Er lehnte sich gemächlich zurück und faltete die Hände hinter dem Kopf. »Ich weiß nur nicht recht, wo ich beginnen soll...«

»Da muß doch wohl ein Anfang sein?«

»Gewiß. Beginnen wir also mit dem Anfang. Beginnen wir mit dem, was sich hier oben im Walde vor beinahe einhundertzwanzig Jahren abspielte, dem Hintergrund der ganzen Angelegenheit, dem Gruvik-Drama.

Ihr erinnert euch wohl noch des Inhalts dieser Geschichte, aber der Sicherheit halber will ich ihn noch einmal kurz zusammenfassen, so daß wir keine Einzelheit übersehen. Tore Gruvik galt, wie bekannt, als Sonderling dort unten in der Siedlung; er wurde als ein ungewöhnlich böartiger Mann angesehen; er duldete keinen anderen Menschen als seine Schwester, die er dafür leidenschaftlich liebte. Er hielt sie sozusagen auf dem Hof gefangen und wollte sich nicht dareinfinden, daß andere Männer um sie warben. Als jener Don Juan auf den Hof kam und mit Gruviks Schwester in den Wald durchbrannte, wurde er rasend, folgte ihnen zur Hütte, tötete sie beide und warf ihre Leichen in den See. Wenige Tage darauf

wurde er wahnsinnig und ging den gleichen Weg: er ertränkte sich.

Der Sage zufolge ging Tore Gruvik nach seinem Tode um; er bemächtigte sich aller, die in diesem Hause zu wohnen versuchten, erfüllte sie mit seinem eigenen Wahnsinn, zog sie mit sich in den See. Dem Volksmund zufolge soll dies im Laufe der Jahre mehrere Male vorgekommen sein, aber das ist eine Behauptung, die wir kaum kontrollieren können; wahrscheinlich ist es eine Mythe. Jedenfalls wissen wir, daß es in Werners Fall zutrifft; er erlitt genau das Schicksal, von dem die Sage berichtet; symbolisch ausgedrückt kann man tatsächlich sagen, daß Tore Gruvik in ihn hineinkroch und ihn mit sich zog.«

Bugge machte eine kurze Pause und wühlte in der Tasche nach seinem Zigarettenpäckchen.

»Aber das ist doch keine Erklärung«, wandte ich enttäuscht ein. »Das ist ja ungefähr dasselbe, was Mörk...«

»Selbstverständlich ist das keine Erklärung. Das ist nur eine äußerliche Beschreibung, ein oberflächliches Referat dessen, was sich ereignet hat. Was uns jedoch interessiert – oder jedenfalls mich –, ist die Bloßlegung des seelischen Mechanismus, der ein solches Phänomen ermöglicht hat – besser gesagt: eine solche Reihe von Phänomenen. Und hier muß ich gleich einen kleinen Sprung in der Darstellung machen.«

Er hatte seine Zigaretten gefunden und nahm sich reichlich Zeit, um eine Camel anzuzünden und die ersten tiefen Züge zu genießen.

»Ihr alle habt – Braaten ausgenommen – hinreichend psychologisches Material bekommen, um euch eine brauchbare Theorie von dem Fall Werner zu machen; besonders du, Bernhard, bist in dieser Hinsicht privilegiert gewesen. Aber vermutlich ist dieses Material nicht an die richtige Adresse gelangt; es besteht wesentlich aus kleinen, unscheinbaren

Details, Bagatellen, die man übersieht, wenn man nicht einen scharfen Blick für solche Dinge hat. Von einer solchen Bagatelle will ich ausgehen, nämlich einer von Liljans kleinen Geschichten über ihren Bruder.

Ihr wißt vielleicht noch, was Liljan unterwegs im Zuge erzählte: daß ihr Bruder einmal von einer galoppierenden Lungenentzündung überrumpelt worden war und hilflos in seiner Wohnung lag. Plötzlich hatte sie das Gefühl, daß ihm etwas fehlen müsse; sie wußte, daß sich sein Leben in Gefahr befand. Sofort suchte sie ihn auf, mußte in die Wohnung einbrechen und rettete ihn im letzten Augenblick.

Nun gut. Hier müssen wir innehalten und ein Fragezeichen setzen. Wie läßt sich erklären, daß ein Mensch plötzlich imstande ist, auf diese Weise zu ›fühlen‹? Sollen wir es vielleicht der vielgenannten weiblichen Intuition zuschreiben? Mit Vergnügen, aber das ist keine Erklärung. Wir müssen fragen: Was bedeutet es, daß Liljan, ausgerechnet Liljan Werner, ein solches Erlebnis hatte? Und da erhalten wir eine interessante Antwort, eine Antwort, die uns dem Kern des Problems gleich näher bringt: Das *bedeutet nämlich, daß ein starker telepathischer Kontakt zwischen Werner und seiner Schwester bestand.*«

Bugge beugte sich für einen Augenblick im Sessel vor und hob die Stimme während des letzten Satzes. Einige Sekunden lang beobachtete er aufmerksam seine Zuhörer, als wollte er die Wirkung kontrollieren. Dann lehnte er sich wieder zurück.

»Ich brauche sicher nicht einen Schulmeisterbeweis dafür anzutreten, daß die Telepathie, der seelische Fernkontakt zwischen Menschen, eine Realität ist. Ihr seid hoffentlich alle so aufgeklärt, daß ihr dies ohne weiteres einräumt; übrigens liegt darüber eine ungeheure Menge Material vor. Unter anderem kann ich auf Harriet Bosses Ausgabe von Strindbergs Briefen hinweisen: zwischen diesen beiden bestand – noch lange nach der Scheidung – in einer Reihe von Jahren eine solche

Verbindung. Sie wußten in dieser Zeit alles voneinander, was der andere vorhatte, selbst die geheimsten Eingebungen und Vorstellungen wurden registriert; der Abstand spielte keine Rolle. Aber bleiben wir bei der Sache.

Also: Liljan weiß, daß der Bruder krank ist, weil sie sein telepathisches Signal, seinen Notruf ins Dunkel, aufgefangen hat. Aber damit kommt sogleich ein neues Problem in den Vordergrund: In welchen Fällen wird ein solcher Kontakt zwischen zwei Menschen möglich? Wann kann er entstehen? Und die Antwort ist naheliegend: sie liegt uns auf der Zunge: er entsteht, wenn die beiden außerordentlich stark aufeinander eingestellt sind, mit anderen Worten: wenn sie sich lieben.

Und damit sind wir beim Kern der Sache: Teddy Werner liebte seine Schwester leidenschaftlich, und sie erwiderte seine Liebe. Am stärksten jedoch war dieses Gefühl bei ihm ausgeprägt; es erfüllte sein ganzes Leben und war in Wirklichkeit die innerste Triebkraft all seiner Handlungen.

Werner liebte Liljan. Nun ist es aber leider so: wenn man sich in seine Schwester verliebt, so ist es einem aus verschiedenen Gründen nicht möglich, seine Neigung zu erfüllen. Die Ursachen sind nicht so sehr sozialer und biologischer als psychischer Natur; die Inzest-Angst steht im Wege, eine Angst, die tiefe Wurzeln im sogenannten Ödipus-Komplex hat. Es ist eine heikle Angelegenheit; Ibsen hat sie in seinen ›Gespenstern‹ behandelt, und wir spüren leicht ein gewisses Unbehagen, wenn dieser Gegenstand berührt wird; man spricht am liebsten nicht darüber in gebildeter Gesellschaft. Genug davon. Werner war verhindert, Liljan zu besitzen; sie war für ihn tabu. Dennoch konnte er nicht damit fertig werden; sie war die Frau seines Lebens; und eine solche Liebe ist Schicksal; man kann sie nicht so ohne weiteres mit dem Badewasser ablaufen lassen.

Wer sich von derartigen Bindungen nicht losreißen kann, wird das, was wir einen Neurotiker nennen. Er lebt in einer in sich geschlossenen kleinen Welt, der Welt seiner eigenen Krankheit;

er ersetzt die Wirklichkeit durch Phantasie; er verfolgt ein fiktives Ziel und kehrt immer wieder zum Ausgangspunkt zurück. Er ist dazu verurteilt, in einer festgelegten Bahn um sein innerstes Problem zu kreisen, das nach und nach zum Mittelpunkt des Universums wird.

Wie denkt nun ein Neurotiker?

Was man liebt, aber nicht selbst besitzen kann, wird ein heiliger Gegenstand, den niemand berühren darf. Wenn kein anderer etwas davon hat, behält man ihn trotzdem für sich – im negativen Sinne. Und so wurde Werners Verhältnis zu Liljan bestimmt: er beschloß, daß sie unberührt bleiben müsse; sie sollte auch für andere Männer tabu sein; in seiner Vorstellung war sie der Inbegriff der reinen Frau, der Jungfrau. Und er selbst blieb ihr unbedingt treu; er lebte asketisch wie ein buddhistischer Mönch; sein Weltbild wurde davon geprägt; eine Zeitlang ging er so weit, Theologie zu studieren. Auch seine Neigung, wie ein Tagedieb zu leben, ist Ausdruck desselben asketischen Lebensstils; er wollte sie mit niemandem betrügen, nicht einmal mit dem gefährlichen Rivalen der Erotik: der Arbeit!

Aber ein besonderes Interesse hat er; er liest Dante; das heißt, er fängt an, sich mit der Beatrice-Gestalt zu beschäftigen. Wieder ein kleines Detail, das in den psychologischen Gesamtzusammenhang hineinpaßt. Er wird von Beatrice bezaubert, weil sie der Inbegriff der geschlechtlich reinen Frau ist; sie wird sein Idealbild von Liljan; so wie Dante seine himmlische Geliebte beschreibt, so will er seine Schwester haben. Erinnert euch, wie Werner das in seinem Tagebuch ausdrückt; er behauptet, daß Dantes Buch das einzige sei, zu dem man immer wieder zurückkehren kann; es klingt in Erlösung und *Reinheit* aus, das heißt in Beatrice. Und er zitiert einige Verse aus dem ›Paradies‹, wo der Dichter zum ersten Male seiner Erkorenen unter den Seligen begegnet. Ich bin kaum ein hervorragender Lyrikleser, will aber trotzdem einmal

versuchen, die ersten Zeilen zu rezitieren.«

Bugge langte nach dem Bücherbrett über dem Kamin und nahm Werners Tagebuch herunter, das dort die ganze Zeit gelegen hatte. Er blätterte darin, bis er das Gesuchte fand.

»Da ist es schon:

Doch vor mir Beatrice stand, die Reine, ich schaute sie dem Tiere zugewandt, das zwei Naturen in sich faßt wie eine.«

Bugge war unleugbar ein schlechter Vorleser; ein alter Berufs-Schauspieler hätte es nicht schlechter machen können. Er schlug das Buch zu und wandte sich wieder an uns.

»Was könnten diese Verse für Werner bedeutet haben? Warum fühlte er sich ausgerechnet von ihnen angesprochen? Kaum vor Begeisterung über die formale Qualität der Strophe; es ist eine ungewöhnlich verworrene und gequält wirkende Stelle; hoffentlich liegt es am Übersetzer. Nein, diese Zeilen fielen ihm auf, weil sie genau sein eigenes Verhältnis zur Schwester schildern. So stehen die beiden aneinander in seiner neurotischen Phantasie gegenüber: auf der einen Seite *sie*, ein Symbol der Keuschheit, des Vollkommenen, des Heiligen – auf der anderen Seite *er* – das Tier – der platonisch Liebende und der Mörder! So hat er es unbewußt ausgelegt; er geht mit einer verborgenen Natur, einem Verbrecher, in sich, und diese Doppelheit erlebt er gerade, wenn er seiner Beatrice von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Sie appelliert nicht allein an das Edelste in ihm; sie hat auch das Verbrecherische geweckt!

Die Katastrophe ist nämlich ausgebrochen. *Tann* taucht in der Arena auf und verliebt sich in *Liljan*; die beiden ziehen zusammen in eine Wohnung und beginnen ein Verhältnis. Werner entdeckt es und ist tief erschüttert; dies ist das Schlimmste, was ihm passieren kann; seine Beatrice ist plötzlich aus dem Himmel niedergestürzt; die Madonna ist zu einer Hure geworden! Er macht einen verzweifelten Versuch, die



Verbindung zu sprengen; er sendet gemeine, anonyme Briefe an beide Teile.«

»War er es also doch gewesen, der diese Briefe schrieb?« rief ich aus. »Da kannst du sehen, Sonja; erinnerst du dich, was ich sagte? Ich bin doch ganz wach in solchen...«

»Selbstverständlich hat er sie geschrieben«, fuhr Bugge fort. »Wer sonst? Aber der Versuch mißlang. Und von diesem Augenblick an macht sich der kriminelle Trieb immer stärker in Werners Unterbewußtsein bemerkbar: er will Liljan lieber tot sehen, als sie in den Armen eines anderen wissen, und er will den Mann töten, der ihr Geliebter war. Aber noch ist dieser Impuls in ihm verdrängt; er kann eine solche Tat nicht begehen, solange er seine fünf Sinne beisammen hat; er muß erst sein Bewußtsein ausgelöscht haben, dem Wahnsinn verfallen sein. Eben zu diesem Zeitpunkt reist er zur Hütte hinauf; *er sucht die Situation, die ihn wahnsinnig machen soll*. Selbstverständlich war es kein Zufall, daß er ausgerechnet dieses Haus kaufte, als er eine Jagdhütte suchte. Er ahnt, was ihm hier oben geschehen wird, und er *will*, daß es geschieht; er kann den verborgenen Kräften, die ihn treiben, nicht mehr widerstehen.

Während seines Aufenthalts in der Daumannshütte wird er – ganz nach dem Rezept der Sage – von dem Sog des Blausees besessen. *Er wird besessen, weil die Gruvik-Sage sich um das Grundmotiv seines eigenen Lebens dreht*. In diesen düsteren, unheimlichen Gefilden hat seine eigene, unterbewußte Phantasie sich einmal als Wirklichkeit abgespielt: Tore Gruvik liebte seine Schwester und tötete sie, weil sie ihn betrog, und er tötete gleichzeitig diesen Burschen, der es wagte, in sein Heiligtum einzubrechen. Die Parallele ist vollkommen: Genauso hatte Tann Werner gegenüber ein Sakrileg begangen; er hatte Liljan verführt, war mit ihr ›in den Wald gelaufen‹. Werner assoziiert das alte Drama mit der Umgebung, in der es sich abgespielt; das Grauen dringt auf ihn ein aus dem Waldesdunkel, aus dem See, aus den Wänden des Hauses – und verschmilzt mit seiner

eigenen neurotischen Phantasie: dem Mord an Liljan und Tann. Es ist fesselnd, in seinem Tagebuch zu lesen, wie er langsam vom See eingefangen wird, das heißt von der Lust, Tore Gruviks Tat zu wiederholen, die ja im Blausee vollbracht wurde. Er hat das Gefühl, daß böse äußere Mächte ihr Spiel mit ihm treiben, in Wirklichkeit ist er aber Opfer seiner inneren seelischen Mächte; der Wiedergänger, den er zu erleben meint, ist nur eine symbolische Halluzination; er ist Symbol seines eigenen verbrecherischen Unterbewußtseins, der zweiten Natur in ihm.

Dies geht klar aus einer der Schilderungen des Tagebuches hervor: da, wo er am See sitzt und ins Wasser niederstarrt und sein Spiegelbild plötzlich anfängt, sich zu verwandeln. Er entdeckt auf einmal, daß er dort unten ein ganz anderes Wesen sieht, ein bärtiges Gesicht mit niedriger Stirn und bösen, tierischen Zügen, einen Menschen, dem ein Fuß fehlt; das Bein endet in einem kurzen Stumpf, einem Holzbein. Begreiflicherweise wird er kopfscheu. Aber diese Halluzination ist ziemlich leicht zu analysieren: daß sein Spiegelbild sich verwandelt, will eben sagen, daß er seine eigene seelische Verwandlung beobachtet. Er hat sich selbst zu Tore Gruvik werden sehen.

Er ist nämlich im Begriff, sich mit diesem Menschen zu identifizieren, diesem Mörder und Selbstmörder. Selbstverständlich geschieht dies unter großen Seelenkämpfen; das Bewußtsein verteidigt seine letzten Schanzen, muß aber nach und nach kapitulieren. Interessant ist, mit welcher Art Literatur er sich in den ersten Tagen seines Aufenthalts beschäftigt. In erster Linie Dantes ›Divina Commedia‹; dieser Beatrice-Komplex ist ja die ganze Zeit die treibende Kraft. Dann Flauberts ›Versuchung des heiligen Antonius‹; er fühlt sich selbst als ein solcher Antonius, ein verzweifelter Eremit in der Wüste, ein Asket im Kampf gegen ungeheuerliche Versuchungen. Endlich Strindbergs ›Inferno‹; er befindet sich selbst im Kampf mit den ›Mächten‹, aber das Ergebnis dieses

Ringens ist ein anderes als bei Strindberg; Werner wird besiegt; er endet in völliger geistiger Umnachtung. Am 16. August verläßt er die Hütte und zieht in den Wald. Von diesem Augenblick an geht er völlig in Tore Gruviks Gestalt auf; er wird im tiefsten psychologischen Sinne ein *Wiedergänger*.

Wenn man einen Patienten in einer Irrenanstalt fragt, wie er heißt, so wird man zum Beispiel die Antwort erhalten: Alexander der Große. Das ist nicht als schlechter Witz aufzufassen; der Betreffende ist wirklich fest davon überzeugt, daß er Alexander der Große sei, und er führt sich völlig in Übereinstimmung mit dieser seiner Gewißheit auf. Er wird ins einzelne gehende Schilderungen seiner Erlebnisse während der Schlacht bei Issos geben können, er wird begeistert von den letzten militärischen Triumphen berichten, die er mit seinen Kavallerieattacken und seiner mazedonischen Phalanx feierte; er wird sich hinsetzen und genaue Feldzugspläne zur Eroberung Indiens ausarbeiten. So glaubt auch Werner, daß er Tore Gruvik *ist*; es ist nur ein logischer Zug in der Identifizierung, daß er sich eine Art Holzbein unter den einen Fuß montiert; gerade die Fußspuren spielten ja eine Hauptrolle in der alten Sage; den Wiedergänger selbst hatte man nie gesehen, man sah seine Fußspuren.

Mit einigem Scharfsinn solltet ihr – aus dem vorliegenden Material – erraten haben können, daß Werner die Rolle des Wiedergängers spielte. Aus der Gruvik-Sage, so wie Braaten sie erzählte, ging ja hervor, daß diesem alten Totschläger der linke Fuß fehlte. Doch bei den Fußspuren, die wir im Walde und in Borges Zimmer fanden, lagen die Abdrücke des Holzbeines *rechts*. Werners Erinnerungsvermögen versagte also hier, und der gleiche Fehler wiederholt sich im Tagebuch, als er die Spiegelbild-Szene am See beschreibt. Hieraus sollte man doch einen Schluß ziehen können, nicht wahr? Mich wundert, daß du, Bernhard, der du mit Kriminalromanen auf dem Nachttisch geboren und großgeworden bist, wirklich eine solche Finesse

übersehen konntest...«

Bugges Darstellung hatte mich mitgerissen. Mir war, als wenn ich nach und nach die Dinge in klareren Umrissen sähe; ich begann, den logischen Faden im Chaos wahrzunehmen.

»Wo du gerade von diesem Tagebuch sprichst«, warf ich ein, »wie konnte Tann behaupten, daß die letzten Seiten eine andere Handschrift enthalten?«

»Weil es eine andere Handschrift ist. Ich habe nichts an der Graphologie auszusetzen; es ist selbstredend ein vernünftiger Gedanke, daß sich das Innere eines Menschen in seiner Schreibweise spiegelt. Aber eine Handschrift ist nichts Festgelegtes und Unveränderliches; sie ist ein empfindliches Instrument; sie reagiert wie ein Seismograph auf unterirdische Erschütterungen. Und es ist begreiflich, daß sie bei einer solchen Katastrophe wie dieser recht kräftig reagieren mußte.

Doch nun kommen wir zum nächsten Kapitel, dem seltsamsten und originellsten dieser ganzen Geschichte. Nämlich zu dem Kapitel, wie Liljan um Haaresbreite ein Opfer des ›Sogs‹ geworden wäre.

Zunächst eine Zwischenbemerkung. Liljan ist seit mehr als einem halben Jahr meine Patientin gewesen; seit Beginn des Frühjahrs war sie bei mir in analytischer Behandlung. Liljan litt an einer ähnlichen neurotischen Erkrankung wie ihr Bruder; sie war unbewußt erotisch an ihn gebunden; meine Aufgabe als Analytiker war es, diese Bindung *bewußt* zu machen und sie damit davon zu befreien. Aus dieser Analyse stammen unter anderem zwei Träume, mit denen du, Bernhard, vor einigen Tagen Bekanntschaft machtest; sie spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle – ich komme gleich darauf zurück.

Also: Werner läuft wahnsinnig im Wald herum. Doch er stürzt sich vorläufig nicht in den See. Er ist Tore Gruvik ›geworden‹ und muß dessen Tat wiederholen: er muß seine

Schwester und ihren Geliebten töten, ehe er sich selbst das Leben nimmt. Aber wie soll er diese Menschen herbeirufen? Indem er einen Selbstmord vortäuscht. Er sendet einen schriftlichen Bescheid an den Lensmann und bittet ihn, am nächsten Morgen zu ihm zu kommen; er habe wichtige Enthüllungen über den entwichenen Verbrecher. Als Braaten heraufkommt, ist Werner verschwunden, aber seine Fußspuren führen an das Ufer des Sees, und dort liegt auch sein Gewehr und die Leiche seines Hundes. Kurz gesagt, alles deutet darauf hin, daß er kurzen Prozeß gemacht hat. Aber in Wirklichkeit ist er nur fünfzig Meter weit geschwommen und hat sich im Wald verborgen. Den Hund hat er erschossen, weil er ihn selbstverständlich nicht bei sich behalten konnte – ein Hund ist kein besonders leises Tier –, andererseits konnte er ihn nicht fortschicken, denn früher oder später hätte er sein Versteck aufgestöbert, und er wäre entdeckt worden. Außerdem wurde die Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes dadurch verstärkt daß er seinen Hund tötete; Braaten zog jedenfalls diesen Schluß.

Werner hat geahnt, daß wir diese Expedition unternehmen würden er wußte, daß insbesondere der ›Kriminologe‹ Tann an einer solche Mystifikation wie diesem Selbstmord interessiert sein würde. Es klingt vielleicht merkwürdig, daß ein Geisteskranker so planvoll handeln sollte. Doch ich habe immer gegen die Auffassung polemisiert, daß das Verhalten der Irrsinnigen sinnlos sei; die Psychopathen handeln im Gegenteil sinnvoller als die Normalen; sie gehorchen der zwingenden Logik ihrer Krankheit.

Dieser ›Selbstmord‹, dieses sonderbare Schwimmbad im See hat übrigens auch eine tiefere psychologische Bedeutung. In Werners Phantasie symbolisiert ja der See *das Verbrecherische*, Tore Gruvik Tat; das, was sein eigenes Unterbewußtsein erfüllt. Wenn er sich in den See stürzt, so bedeutet dies, daß er sich in das Unbewußte wirft, er tut den Sprung ins Verbrechen. Das ist auch eine Art von Selbstmord; damit tötet er endgültig den

bewußten Teil seiner selbst; von nun an ist er ein Toter, ein Wiedergänger – fortan ist er Tore Gruvik.

Das wichtigste ist für ihn in dieser Situation, seine Schwester herbeizurufen. Und er bedient sich hierzu eines Mittels, das sich schon einmal als unfehlbar erwiesen hat; er bedient sich des seelischen Fernkontaktes, der zwischen den beiden besteht; er ruft sie telepathisch herbei.

Hier gibt uns das Tagebuch wieder bedeutungsvolle Unterlagen, wir finden nämlich die Aufzeichnungen zweier Träume – vom 10. und 11. August. Werner träumt, daß er eine leuchtend weiße Lilie im Blausee liegen sehe. Sie treibt langsam in den Schatten einer Tanne, und im gleichen Augenblick, da dieser Schatten auf sie fällt, beginnt sie zu welken. Er fühlt einen mächtigen Drang, vom Ufer abzuspringen, die Blume zu ergreifen und mit ihr unterzugehen. Er tut es, spürt, wie das Wasser über seinem Kopf zusammenschlägt, alles wird dunkel um ihn...

Im nächsten Traum steht er auf einem Zug, draußen auf der Plattform; er sieht eine junge Frau auf sich zulaufen; er kennt sie nicht, weiß aber, daß sie Beatrice heißt. Sie wird verfolgt und läßt erkennen, daß sie Angst hat. Werner setzt all seine Willenskraft ein, daß sie den Zug erreicht, bevor der Verfolger sie einholt; er streckt ihr die Hand entgegen und zieht sie im letzten Augenblick auf die Plattform. In der nächsten Sekunde fährt der Zug ab.

*Diese Träume hat Liljan gleichzeitig mit ihrem Bruder.* Oder richtiger gesagt: die gleichen Träume unter einem anderen Blickwinkel. Liljan träumt, daß sie selbst in einem See treibe; nackt; ihr Körper ist leuchtend weiß und rein im Mondlicht; sie treibt in den Schatten einer Tanne und merkt gleichzeitig, daß ihr Leib zu welken beginnt. Hände und Füße werden schwarz; sie verkohlen; allmählich breitet es sich über den ganzen Körper aus; sie hat das Gefühl, aussätzig zu sein. Da fällt ihr Blick auf ein großes, zottiges Tier, das unbeweglich am Ufer steht und auf

sie hinabblickt. Sie empfindet eine heftige Angst, fühlt sich aber zugleich stark hingezogen zu diesem Tier, das dort steht und ihr in die Augen starrt; sie wird völlig hypnotisiert und kann sich nicht rühren. Unversehens springt das Tier direkt auf sie nieder, packt sie und zieht sie in die Tiefe.

Darauf träumt sie, daß sie selbst die Frau sei, die verfolgt wird; sie läuft auf einen Zug zu; ein Mann steht auf der Plattform und hilft ihr hinauf. Sie weiß nicht, wer er ist; seine Gesichtszüge sind unklar, dennoch kommt er ihr bekannt vor. Zu Tode erschöpft sinkt sie auf der Plattform nieder, während der Zug anfängt zu fahren; sie spürt, wie der Verfolger nach ihren Kleidern greift, aber er erreicht sie nicht, sie ist gerettet. Merkwürdigerweise setzt die Angst erst jetzt ernstlich ein; sie erwacht mit einem Schrei...

*Diese Träume sind telepathische Signale von Werner an seine Schwester.* Schon zu diesem Zeitpunkt, wo er sich noch in der Hütte befindet, hat er angefangen, sie herbeizurufen. Sein psychopathischer Plan ist, sie mit sich hinunter in den See, in den Tod, zu ziehen. Das ist der Inhalt des Traumes.

Die Deutung der Träume ist einfach: die Lilie in Werners Traum ist ein dreifaches Symbol. Erstens symbolisiert sie Reinheit, Keuschheit – dies wird dadurch unterstrichen, daß die Blume besonders weiß und leuchtend ist –; zweitens ist sie ein weibliches Geschlechtssymbol, und drittens ist das Wort Lilie selbst vom Namen Liljan abgeleitet. In Liljans entsprechendem Traum ist sie selbst die ›Lilie‹; hier ist ihr eigener Leib weiß und rein, das heißt sexuell rein, bis sie in den Schatten der Tanne treibt. Diese Tanne ist – der Lilie entsprechend – ein Assoziationssymbol für den Namen *Tann*. Harald Tann ist es, der sie ›überschattet‹ hat, er hat sie ›welken‹ lassen, machte sie ›aussätzig‹ – gab ihr, mit anderen Worten, das Gefühl der Unreinheit. Werner muß sich auf die Lilie niederstürzen und sie in die Tiefe ziehen, das heißt, er muß die Schwester vor der großen Besudelung retten, indem er sie tötet.

Das entsprechende Traum-Element bei Liljan: ein großes, zottiges Tier – das auf sie hinabspringt und sie mit sich unter Wasser zieht. In der Analysestunde bekommt sie einen einzigen Einfall zu diesem Traum: zu ›ein großes, zottiges Tier‹ assoziiert sie: ›ein Bär‹. Dieser ›Bär‹ spielt auf den Namen des Bruders *Teddy* Werner an. Weitere Einfälle hat sie nicht; diese Träume bedeuten den Wendepunkt in der Analyse, wo der Widerstand einsetzt; sie berühren ein verbotenes Seelengebiet: die Neigung zum Bruder.

Der andere Traum behandelt das gleiche Motiv. Die laufende Frau ist Liljan; sie wird von dem, der sie schänden will, verfolgt; sie läuft, um ihre Unschuld zu retten. Daß Werner auf der Plattform steht und ihr dort im letzten Augenblick hinaufhilft, bedeutet, daß er sie in den Tod hinein rettet. Die Reise mit dem Zug ist ein Todessymbol, etwas, das man aus dem poetischen Sprachgebrauch kennt; wenn ein Mensch stirbt, so heißt es, daß er ›die große Reise angetreten‹ habe. Daß Liljans Angst erst einsetzt, nachdem sie auf die Plattform hinaufgerettet worden, ist im Grunde ganz logisch – es ist ja die Todesangst, die sich jetzt meldet!

Bezeichnend ist, daß sie einander in den Träumen nicht wiedererkennen; jeder ist ja Ursache der Neurose des anderen, aber eine solche Ursache ist immer *verdrängt*; folglich können sie einander nur hinter symbolischen Masken sehen. Vor allem ist es typisch, daß die Frau in Werners Traum Beatrice heißt; dies bedarf wohl keiner weiteren Deutung nach dem, was ich bereits gesagt habe.

Gehen wir weiter. Alles verläuft zunächst, wie Werner es berechnet hat: wir rüsten eine Expedition aus und ziehen hierher zur Hütte, um festzustellen, was sich ereignet hat. Vielleicht hatte er nicht vorausgesehen, daß wir so viele sein würden; er hatte wohl gehofft, daß nur Liljan und Tann erscheinen. Auffällig ist, daß der Anstoß von Liljan ausging; doch sie hatte ja das Signal des Bruders empfangen. Sie mußte kommen;



genauso, wie ein innerer Zwang sie damals zu Werner trieb, als er todkrank darniederlag.

Als wir den See zum ersten Male besichtigen, geschieht etwas Seltsames. Liljan bleibt nämlich wie gebannt stehen und starrt auf die Landschaft. Als sie gefragt wird, was ihr fehle, antwortet sie, sie habe das merkwürdige Gefühl, schon einmal hiergewesen zu sein. Offensichtlich macht diese Entdeckung einen unheimlichen Eindruck auf sie; eine schwache Erinnerung wird in ihr lebendig, und diese Erinnerung verbindet sie mit etwas Grauenhaftem.

Wie sollen wir ein solches Phänomen erklären? Hatte sie diesen See wirklich früher gesehen?

In gewissem Sinne hatte sie das. *Sie erkannte die Landschaft aus dem telepathischen Traum wieder.* Gerade diesen Gesichtseindruck hatte Werner – wenn man so will – auf sie übertragen; der erste der beiden Träume spielte ja am See. Dies wirft ein neues Licht auf den seelischen Kontakt zwischen den beiden: nicht nur der Inhalt dieser gleichzeitigen Träume ist identisch; sie spielen sich auch in der gleichen Umgebung ab! Werner und Liljan haben mit anderen Worten in einer Art gemeinsamer Traumwirklichkeit gelebt, wo sie einander buchstäblich begegnet sind. Dieser Fall ist entschieden interessant; ich bin in der psychologischen Literatur noch auf kein analoges Beispiel gestoßen. Doch ist meine Erklärung zweifelsohne die einzig mögliche. Und einer muß ja als erster eine solche Entdeckung machen.

Nach dieser Episode hatten wir wohl alle eine Ahnung, daß mit Liljan irgend etwas nicht in Ordnung sei; daß ihr etwas passieren würde. Und ganz richtig – es kam die Nachtwandlerszene. Zu diesem Zeitpunkt war ich mir leider noch nicht darüber klar, von welcher Seite die Gefahr drohte; um ein Haar hätte es ein Ende mit Schrecken gegeben. Glücklicherweise konnte Bernhard eingreifen und die Katastrophe im letzten Augenblick abwehren, eine Aktion,

durch die er sich zweifellos eine kleine Silbermedaille verdient hat.

Tann zufolge war Liljan, seit er sie kannte, Schlafwandlerin gewesen. Wir stellen unwillkürlich die Frage: weshalb wandelt ein Mensch im Schlaf? Hat das überhaupt eine Bedeutung? Wenn wir von unserem wissenschaftlichen Postulat ausgehen, daß alles im Leben eine Bedeutung hat, dann müssen wir diese Frage mit ja beantworten.

Wenn man einen Schlafwandler beobachtet, dann bekommt man den Eindruck, daß er etwas sucht. Und damit haben wir schon die richtige Erklärung gefunden: er kann nicht ruhig bleiben; da ist etwas, das er verloren hat, das muß er wiederfinden. Erst *nachdem* sie die Verbindung mit Tann eingegangen ist, wird Liljan Schlafwandlerin; das sollte uns auf die Spur bringen. Wenn sie im Schlaf herumgeht, so wird dadurch ausgedrückt, daß sie versucht, von Tann wegzukommen; *sie will zurück zum Bruder*.

Tann ist ihr premier amour. Gewiß hatte sie schon früher mit Männern zu tun gehabt, aber das waren ganz flüchtige Erlebnisse gewesen, vorübergehende ›Wochenendliebschaften‹ – dies jedoch war ihr erstes ernstes erotisches Erlebnis. Zum ersten Male hatte sie ihren Bruder ›betrogen‹. Doch die Bindung an Werner ist immer noch die stärkste Macht in ihr; sie leidet in Wirklichkeit an einem tiefen Schuldgefühl, weil sie sich dem anderen hingegeben hat. Dies geht ja klar aus den beiden Träumen hervor; wenn sie überhaupt imstande gewesen ist, diese telepathischen Impulse zu empfangen, so eben deshalb, weil sie sich unrein fühlt; sie anerkennt des Bruders Urteil. Sie liebt Werner und wünscht unbewußt, von ihm *bestraft* zu werden; ihre Liebe ist, mit anderen Worten ausgesprochen, masochistisch. Wenn er verlangt, daß sie sich in den See stürzen soll, so muß sie gehorchen.

So reagiert sie natürlich nicht im Wachzustand – sonst wäre sie ja geisteskrank. Aber im Schlaf werden wir alle bis zu einem

gewissen Grade Psychopathen; wir haben keine bewußte Kontrolle mehr über uns; das Unterbewußtsein steigt aus der Tiefe und beherrscht die Seele für acht Stunden. Deshalb wird sie nur während des Schlafes – wenn der telepathische Kontakt am stärksten ist – zu einem hilflosen Medium. Während des Schlafes also, wenn alle wachen Hemmungen und kritischen Instanzen auf ein Minimum reduziert sind, zieht der Sog des Bruders sie an. Und schlafend geht sie fort, um seinem Willen zu folgen, sich im See zu ertränken.

Tann erzählte, daß sie auch am Abend, bevor wir hierher reisten, im Schlaf gewandelt sei; sie habe sich ins Badezimmer begeben und sich in eine mit Wasser gefüllte Wanne gelegt. Er erwähnte dies, um zu illustrieren, wie ungefährlich und bedeutungslos ihre Schlafwandlern sei. Doch diese Episode ist weder ungefährlich noch bedeutungslos: sie ist im Gegenteil eine sehr ernste Warnung. Sie enthüllt, welche Tendenz anfängt, sich bei ihr geltend zu machen: es war eine Art Generalprobe – die gefüllte Badewanne ist ein Symbol für den See!

Werner entdeckt bald, daß Liljan gerettet worden ist, und bereits in der nächsten Nacht sucht er das Haus in der Absicht auf, ihr das Leben zu nehmen; er will das Gewitter benutzen, um unbemerkt in die Hütte zu kommen. Er schleicht die Wände entlang und schaut in die Fenster, um ihr Zimmer zu finden; in einem Zimmer findet er Frauenkleider; er geht davon aus, daß es ihres sei, und klettert durch das offene Fenster. Drinnen bleibt er im Dunkeln stehen und wartet darauf, daß sie – vielleicht auch Tann – kommen soll. Er hat sich jedoch in ein falsches Zimmer begeben – Sonjas Kleider hatte er gesehen –, und als Bernhard nach einer Weile hineinkommt, erkennt er seinen Irrtum. Vielleicht wurde er auch erschreckt; jedenfalls zieht er sich zurück; er benutzt die Gelegenheit, aus dem Fenster zu springen, während Bernhard einen raschen Rückzug in entgegengesetzter Richtung unternimmt. Nur die Fußspuren verraten, daß der Wiedergänger einen Besuch abgelegt hat.

Kurz darauf beschließt Tann plötzlich, die Verfolgung aufzunehmen; er will die Lage ausnutzen, solange die Spuren noch frisch sind. Mit einem Totschläger und einer Taschenlampe bewaffnet, geht er allein in die Dunkelheit hinaus; er verfolgt die Spuren durch den Wald zum See. Werner befindet sich immer noch dort – wahrscheinlich hat er sich in all diesen Tagen in unmittelbarer Nähe des Blausees aufgehalten; er entdeckt, daß jemand ihn verfolgt, und stellt mit Befriedigung fest, daß es Tann ist. So hat er eine glänzende Gelegenheit, das eine seiner beiden Opfer zu liquidieren. Unbemerkt schleicht er sich von hinten an ihn heran und stößt ihn mit einem kräftigen Schubs in den See hinaus. Tann kann nicht schwimmen; in der Panik verwickelt er sich völlig in den Algen, gerät mit den Beinen in den Schlamm – er ist in eine sumpfige Stelle gefallen – und ertrinkt.«

»Nun mußt du erklären, wie du ohne weiteres die Stelle finden konntest, wo seine Leiche lag«, sagte ich.

»Wie gesagt, hatte Liljan es mir erzählt. In dieser Nacht träumte ihr nämlich, daß sie Tanns Leiche genau dort liegen sähe, wo er tatsächlich ertrunken ist. Ein neuer Beweis für den telepathischen Kontakt zwischen ihr und dem Bruder. Zu diesem Zeitpunkt hatte er ein Höchstmaß an Intensität erreicht; er ist so stark, daß des einen Erlebnisse und Vorstellungen sich als klare Bilder in des anderen Träumen spiegeln.

Damit habe ich eine sehr eigenartige Waffe gegen Werner. Ich kann mich ständig auf dem laufenden halten; ich kann seine Pläne erfahren – einfach, indem ich Liljans Träume ablese! Die meisten Detektive pflegen mit einem Fotoapparat herumzuflitzen, wenn sie einen Mordfall aufklären sollen; sie knipsen in Ost und West und hätten am liebsten eine Nahaufnahme vom Mörder persönlich. Doch ich beschaffe mir ein Bildmaterial von noch weit größerem Wert: ich folge einer Aufnahme von der Seele des Mörders!

Dies erhält für die Auflösung des Dramas eine entscheidende

Bedeutung. In derselben Nacht hatte Liljan nämlich noch einen anderen Traum: sie sah sich selbst in den Blausee stürzen, und unmittelbar nachdem das Wasser sie verschlungen hatte, sah sie ihren Bruder hinterherkommen; er springt von einem Absatz ab und folgt ihr in die Tiefe. Und sie hat das deutliche Empfinden, daß sich dies nicht ereignet, während sie träumt, sondern daß es *in der folgenden Nacht geschehen soll*. Die folgende Nacht ist jedoch die Gruvik-Nacht zum 23. August!

Die Bedeutung ist völlig klar. Werner hat seiner Schwester einen letzten Bescheid geschickt: in der nächsten Nacht soll sie sich in den See stürzen, und er will ihr folgen. Inzwischen ist Liljan jedoch während der Analyse bei mir immun gegen den hypnotischen Einfluß ihres Bruders geworden; vor allem erfolgt im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden eine wichtige Wendung, als ich alle Kräfte einsetze, um sie zu retten. Der wahre Zusammenhang, die Geheimnisse des Unterbewußtseins, sind ans Tageslicht gezogen; die neurotische Bindung wurde gelöst; die Heilung von ihrem Bruderkomplex setzt ein. Man darf nicht glauben, daß diese Heilung als Ergebnis einiger Stunden guten Zuredens kam; es liegt eine monatelange Arbeit dahinter; während der ganzen Zeit lag ich in einem heftigen Ringen mit dieser anderen, fremden Macht, die sie beherrscht. Noch vorgestern hatte *er* das Übergewicht, aber zum Schluß neigte sich die Waagschale zu meinen Gunsten. Bezeichnenderweise ist ihr letzter Traum völlig frei von Symbolen und Verdrängungen. Dieses Mal erfährt sie unmittelbar, ohne Umschreibungen, was der Bruder ihr zu sagen hat.

Übrigens war da noch etwas anderes, was Werners letzte Absichten enthüllte. Er hinterließ ein Dokument, ein Lesezeichen, das bezeichnenderweise in Dantes ›Divina Commedia‹ lag.«

Bugge zog das kleine Stück Papier heraus, das er mir am Vorabend gezeigt hatte. Er faltete es auseinander und legte es

vor uns auf den Tisch.

»Seht euch das hier an. Es sieht aus wie eine jener Kritzeleien, die man unbewußt anfertigt, während die Gedanken mit etwas ganz anderem beschäftigt sind. Oben auf dem Zettel sind drei kleine Kreuze, und unter diesen Kreuzen sind eine Tanne, eine Lilie und die Buchstaben T. W. gezeichnet. Darunter stehen zwei Zahlen: 23.831 und 23.841.

Diese Figuren hat er tatsächlich im Zustande der Geistesabwesenheit hingeworfen, aber sie sind deshalb nicht ohne Bedeutung. Sie wurden von seinem ›anderen Ich‹ gezeichnet, in seiner Zerstretheit wurde er zum Medium seines eigenen Unterbewußtseins. *Er hat seinen geheimen, psychopathischen Plan niedergeschrieben.* In dieser Zeichnung »inseriert« er drei Todesfälle, ganz einfach durch drei Kreuze, wie in gewöhnlichen Todesanzeigen symbolisiert. Unter dem ersten Kreuz steht eine Tanne, das Symbol aus dem Traum: Harald Tann; unter dem zweiten Kreuz steht eine Lilie, auch ein Symbol aus dem gleichen Traum: seine Schwester Liljan, und unter dem dritten Kreuz stehen die Buchstaben T. W. die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens, Teddy Werner. Diese drei müssen sterben, damit die Wiederholung vollbracht werden kann. Die Zahlen 23.831 und 23.841 bedeuten die beiden Daten 23-8-31 und 23-8-41. Am 23-8-1831 ertränkte Tore Gruvik sich im Blausee, nachdem er seinen Doppelmord durchgeführt hatte. Am 23-8-1941 will Teddy Werner das gleiche tun, nachdem er die beiden entsprechenden Morde begangen hat. Werner ist in dem Grade die »Reinkarnation« Gruviks geworden, daß er sich am gleichen Jahrestag töten muß.

Da ist noch ein anderes Beispiel für die ungeheure Stärke dieser Identifikation und wie bis ins einzelne konsequent ein Geisteskranker sein kann. Tore Gruvik hinterließ ein Tagebuch mit einem fast unleserlichen Geständnis, daß er der Mörder sei. Teddy Werner hinterläßt auch ein Tagebuch, und *in Wirklichkeit enthält ja dieses Tagebuch sein Geständnis.* Aber es ist ›fast

unleserlich<; es kann nur von dem gelesen werden, der seine Symbolsprache versteht.

Wie sollte ich die Sache nun anpacken? Selbstverständlich hätten wir als Streife durch den Wald ziehen können, um ihn früher oder später zu fassen – dann hätte er den Rest seiner Tage in einer Irrenanstalt zubringen müssen. Die humanste Lösung war jedoch, ihn sein Schicksal erfüllen zu lassen.

Ich mache also einen einfachen Plan. Ich weiß, daß Werner sich in der folgenden Nacht das Leben nehmen will; das geht sowohl aus dem Dokument mit den ›Todesanzeigen‹ als auch aus Liljans letztem Traum hervor. Die Bedingung ist jedoch, daß er vorerst Gruviks Tat, den Doppelmord, wiederholt. Das eine Opfer ist bereits zur Strecke gebracht; ihm bleibt nur noch übrig, Liljan zu töten. Wenn es gelingt, Werner einzubilden, daß er Liljan mit sich in den Tod gerissen hat, wird er sofort kurzen Prozeß machen und sich ertränken. Wie soll das geschehen?

Sonja besitzt ja eine starke äußere Ähnlichkeit mit Liljan; ich überrede sie daher – in ihrer Eigenschaft als Schauspielerin –, eine schwierige Rolle zu übernehmen, nämlich die des Opfers. Sonja ist eine ausgezeichnete Schwimmerin, was bei dieser Gelegenheit von besonderem Wert ist. Was sie tun soll, ist folgendes: Zur gleichen Stunde, da Liljan vor zwei Nächten an den See ging, soll sie in Liljans Nachthemd die somnambule Wanderung kopieren. Sie soll mit ausgestreckten Armen ins Dunkel gehen; langsamen Schrittes soll sie sich dem See nähern, um sich hineinzustürzen und zwanzig Meter unter Wasser zu schwimmen, bis zu einer Stelle, wo das Ufer von hohem Schilf verborgen ist. Dort soll sie so unauffällig wie möglich an Land schwimmen. Mit neunundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit wird Werner in dieser Nacht die Ankunft seiner Schwester erwarten.

Selbstverständlich besteht eine Möglichkeit, daß er das Komplott durchschaut; in diesem Falle wird er einen Versuch unternehmen, in die Hütte einzudringen, um sie dort zu töten.

Aus diesem Grunde lasse ich Braaten in der Kaminstube Wache halten.

Alles verläuft jedoch wie berechnet. Kurz nachdem Sonja unter der Wasseroberfläche verschwunden ist, taucht Werner aus dem Walde auf. Er geht ans Ufer, und plötzlich krümmt sich ein Körper in einem epileptischen Anfall – ein typisches Symptom bei kriminellen Psychopathen –; er fällt vornüber, und mit einem durchdringenden Schrei – Tore Gruviks Todesschrei! – stürzt er in den See.

In dem Glauben, sich endlich mit seiner Geliebten zu vereinen, stirbt Teddy Werner...«

Bugge hatte fast drei Viertelstunden unablässig gesprochen. Das Feuer im Kamin war erloschen; wir saßen lange im Halbdunkel und blickten einander an; es war nicht leicht, etwas dazu zu sagen.

»Das war ja eine phantastische Geschichte«, murmelte ich schließlich.

»Ganz meine Meinung«, stimmte Braaten zu. »Milde gesagt: phantastisch. Etwas Derartiges ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.«

Bugge nickte freundlich.

»Sicherlich«, sagte er. »Das will ich Ihnen gern glauben.«



## **15. KAPITEL**

### ***Das kein Kapitel ist, sondern nur ein kurzes Anhängsel***

Es war herrliches Wetter, als wir am nächsten Tage wieder mit dem Zug nach Hause fuhren. Der Augusthimmel hing wie eine kristallene, kühle Wölbung über der üppigen Landschaft; ich streckte den Kopf zum Abteiffenster hinaus und sog in langen Zügen die champagnerfrische Herbstluft ein. Endlich hatten wir diesen Wald hinter uns gelassen; ich hatte das Gefühl, von einer schweren Verzauberung erlöst zu sein; mir war, als sei ich soeben wohlbehalten aus Dantes Hölle entkommen.

Unter mir dröhnten die Räder. Es kam mir vor, als hätten sie einen neuen, befreienden Rhythmus; es sang in dem rollenden Stahl; das war die dynamische Musik der Maschinen, die Melodie des 20. Jahrhunderts. Gottlob, jetzt war ich wieder auf dem Wege in die Zivilisation; nie wieder würde ich mich in die Wildnis hinauslocken lassen. Was hatte er noch gesagt, der alte, verschrobene Romantiker? War es nicht etwas über die Rückkehr zur Natur? Viel Vergnügen! Er selbst hatte sich nie einen Meter außerhalb von Paris begeben. Und daran tat er recht.

Mörk, Bugge und ich hatten im selben Abteil Platz gefunden. Die beiden diskutierten die letzten Ereignisse; ich achtete nicht sonderlich auf das Gespräch, stellte nur fest, daß sie völlig uneins waren. Wie gewöhnlich. Sie wären ja nicht mehr sie selbst, wenn sie sich auch nur über den unbedeutendsten Punkt einigen könnten.

»Andere werden deiner Theorie den Vorwurf machen, daß sie phantastisch sei«, sagte Mörk. »Ich werfe ihr im Gegenteil Mangel an Phantasie vor. Diesen Vortrag über Telepathie hättest du ja ebenso gern vor Telegrafisten und minderjährigen

Radioamateuren halten können; sie hätten ihn ohne weiteres verstanden. Deine Gedankenwelt ist erdgebunden, deshalb ist sie überhaupt keine Gedankenwelt.

Es steht geschrieben: Sammelt keine Schätze auf Erden, die von Motten und Rost verzehret werden. Das soll heißen: beschäftige dich nicht mit Psychoanalyse und ähnlichen vergänglichen Wahrheiten des Staubes. Suche die geistigen Quellen...«

»Danke, ich besitze bereits Dorés Bilderbibel und fünf Jahrgänge der ›Geißel‹«, sagte Bugge. »Und das langt mir vorläufig.«

Während ich, in die Landschaft versunken, am Fenster stand, fiel mir plötzlich ein, daß die Geschichte noch ein ungelöstes Problem enthielt. Ich bin nicht der Mann, mich mit einer unbeantworteten Frage abzufinden; ich bin von Natur eine Art Forscher. So wandte ich mich an Bugge.

»Eins mußt du mir noch erklären«, sagte ich. »Da bleibt noch ein ziemlich dunkler Punkt...«

»Und der wäre?«

Mein Freund lächelte wohlwollend zu mir hinauf. Etwa wie ein netter, alter Volksschullehrer, wenn er sich seines kleinsten und schlechtesten Schülers annimmt.

»Warum führte Liljan sich so merkwürdig auf, als sie mit dir allein auf ihrem Zimmer war? Und warum schrie sie, daß *du sie ertränken wolltest*?«

Das Lächeln verschwand. Er bekam einen strengen Zug um den Mund.

»Zum Donnerwetter!« rief er aus. »Man sollte meinen, du gehörst zu einer internationalen Spionagezentrale. Wie in aller Welt kannst du gehört haben...?«

»Ach, das sind nur einige meiner kleinen telepathischen Fähigkeiten. Aber ich bin sehr auf den Zusammenhang

gespannt.«

Er schwieg einige Sekunden; es war, als überlegte er, ob er die Frage beantworten oder mir eine Moralpredigt halten solle. Aber dann legte er sich zurück und schlug die Beine übereinander.

»Na, meinetwegen. Eigentlich hättest du deine Jugend in einer Besserungsanstalt verbringen sollen, dann wärest du vielleicht von deiner pathologischen Neugierde geheilt worden. Aber da du einmal diese intrikate Frage aufgeworfen hast, bin ich genötigt, sie zu beantworten. Andernfalls würdest du nur zu Außenstehenden darüber tratschen und sie mit deinen eigenen scharfsinnigen Kommentaren ausschmücken. Ich will mir ungern meinen guten Ruf verderben lassen...

Also: die Pointe bei einer Analyse ist in kurzen Zügen folgende: Der Patient ist häufig – ohne es zu wissen – erotisch an ein Mitglied der engeren Familie gebunden: Mutter, Vater, Schwester oder Bruder. Ein wesentlicher Teil seiner Lebensenergie kann sich daher nicht entfalten; sie ist auf ein unerreichbares Objekt fixiert, ein Wesen, das er nicht besitzen kann, und das wirkt lähmend auf ihn, macht ihn lebensuntüchtig. Er ist an etwas Fiktives gefesselt, das ihm seine Kraft raubt, ohne ihm Verwirklichung zu gewähren; er wird ein Gefangener; er sitzt in einem Käfig, dessen Stäbe er selbst nicht sieht. Aufgabe des Psychoanalytikers ist es, diese gebundene Energie frei zu machen, indem er sie sozusagen an sich reißt, indem er sie auf seine eigene Person überführt. Er muß die Rolle des unerreichbaren Wesens übernehmen, das der Patient liebt; er muß tatsächlich Mutter, Vater, Schwester oder Bruder für ihn werden. In unserem wissenschaftlichen Jargon nennen wir das eine *Übertragung*.

Und hier hast du die Erklärung für die Szene, deren Zeuge du warst: Während des hysterischen Anfalles sieht Liljan ihren Bruder in mir. Das Unterbewußtsein spricht aus ihr; sie ruft verzweifelt, daß ich sie ertränken wolle, kurz: sie identifiziert

mich plötzlich mit Werner. Sie unterstellt mir *sein* Handeln, *seinen* Willen.

Dieser Augenblick bezeichnet die Krise der Analyse, doch von nun an bin ich es, der sie in der Gewalt hat, und nicht Werner, von nun an bin ich es, der Werners Rolle übernommen hat; *die Übertragung ist ein Faktum*. Daß sie sich so heftig gegen die seelische Gewalt des Analytikers über sich auflehnt, ist an sich ein gutes Zeichen. Und daß sie dies ausdrückt, indem sie mir die Macht des Bruders zuschreibt, zeigt ja klar, daß ich die Schlacht gewonnen habe. Ich habe die Liebe, die sie an ein Phantom band, auf mich überführt. Von nun an ist sie an meine Person gebunden, und jetzt bleibt nur noch die Aufgabe, diese Bindung aufzuheben, sie von dem Analytiker zu lösen, sie *frei* zu machen...«

Bugge dozierte frei und unbeschwert, als ob er aus einem sorgfältig vorbereiteten Manuskript vorlese. Doch aus der Ecke, in der Mörk saß, kamen kleine glucksende Geräusche.

»Worüber lachst du?« fragte ich.

»Ich denke an den Artikel, den ich schreiben werde, wenn ich nach Hause komme«, sagt er. »Ich habe bereits den Titel: ›Psychoanalyse – die große Parodie.« Es juckt mir in den Fingern, ihn zu schreiben. Herrgott, wird das ein Artikel!«

»Da hast du mich auf einen Gedanken gebracht«, sagte ich. »Zu Hause liegt ein ungeborener Roman und wartet auf mich. Nun habe ich doch endlich einen wirklichen Stoff erwischt.«

Mörk sah mich mit einem freundlichen Blick an.

»Du weißt, daß ich Dichtung verabscheue. Dichten tut man nur, um einen Vorwand zu haben, sich vor ehrlicher Arbeit zu drücken; deshalb haben wir in unserem Lande so viele Dichter. Die begabten Autoren sind die schlimmsten; man müßte sie in ihrer eigenen Tinte ertränken; je mehr Talent einer hat, um so schamloser und verhärteter ist er. Aber du bist ja ehrlich und redlich untalentierte, Bernhard; deshalb glaube ich, daß du

trotzdem eine Mission hast.

Schreib deinen neuen Roman; damit wird mein Artikel völlig überflüssig. Wenn du ein Buch über die Psychoanalyse schreibst, versetzt du ihr damit den Todesstoß. Endgültig. Sie wird sich davon nie mehr erholen...«

Ich räusperte mich.

»Ihr seid etwas boshaft, meine Herren«, sagte ich. »Ich bin daher leider genötigt, zu Repressalien zu greifen. Ich werde euch schildern, meine Herren. Hast du gehört, Mörk? Ich werde dich *schildern*...«

»Kann mich nicht erschüttern«, sagte Mörk. »Ich werde dein Buch nicht lesen. Aber ich werde es *besprechen*. So habe ich auf jeden Fall das letzte Wort.«

Der Zug rollte weiter dem Oslo-Tal zu.